...liche Bibliothek
Regensburg

Hist. pol. 789 (2

III 539.2

Hist. 789
pol (2

C.

Heinrich

Meine Reisen

durch

einen Theil der preußischen Staten, damaliges Gallizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen und Mecklenburg.

Für die Jugend

beschrieben

von

Karl Hahn,

herzoglich-mecklenburg-strelitzischem Hofrathe Erzieher des Prinzen Wilhelm zu Solms-Braunfels, Durchl. und der deutschen Gelehrtengesellschaft zu Königsberg Ehrenmitgliede.

Zweites Bändchen.

Leipzig 1816.

Bei Heinrich Büschler in Elberfeld.

L. Decan

2 Bände

Dritter Abschnitt.

Reise von Danzig bis Königsberg.

Der Tag war trübe und kalt, bald fiel Schnee, bald feiner Regen herab, als wir von Danzig schieden. In dieser schwermüthigen Ansicht der Natur schien mir die Vorbedeutung künftiger Tage zu liegen. Vor dem Thore begegnete uns die einrückende Mannschaft des dritten Bataillons von Dierike, von Moraste bedeckt; gute Aussichten für die Reise.

Der Weg führte durch den Werder nach der Weichsel; wir sollten nicht die Hauptstraße über Dirschau fahren, sondern nördlicher die Werder bis Elbing durchschneiden. Die

stattlichen Dörfer auf fruchtreicher Ebene gefallen wohl dem Reisenden; aber die Straßen erwecken auch gerechten Unwillen.

Bei der Ankunft an der Weichsel wurde der Wagen, der mit sechs Pferden bespannt war, auf die Fähre gebracht. Die Postillione spannten die Pferde darauf ab, und ritten nach Danzig zurück. Sie versicherten, daß jenseit die bestellten Pferde schon ständen.

Die Fähre ging langsam über den äußerst breiten und stark wogenden Strom. Sie lief an einem Taue, von ungemeiner Stärke, welches, nach Versicherung der Fährleute, jährlich durch ein neues ersetzt wird, und einhundert Thaler jedes Mal kostet. Die Fährleute stemmten sich gegen das ergriffene Tau, und trieben, indem sie nach dem Ende der Fähre zu laufen schienen, dieselbe fort.

Die Weichsel ist von hohen Dämmen eingeschlossen, welche die Aussicht gänzlich beschränken; daher siehet man nichts, als Wasser, und die kahlen hohen Ufer, an deren Höhen das Einwühlen der geschwollenen Fluthen bemerkbar ist. Ein Getraideschiff aus Pohlen, mit Juden bemannt, kam den Strom herab, sich

nahe an das jenseitige Ufer haltend. Die Fährleute lachten über die Juden, die sich nie getraueten, mitten auf dem Strome zu fahren, und zogen das Tau so straff an, als möglich, um die Juden, welche über dasselbe fahren mussten, in Verlegenheit zu setzen; aber diese Schadenfreude gelang ihnen nicht: denn die Fähre war noch zu weit vom Ufer entfernt, als daß sich das schwere Tau hätte straff ziehen lassen. Je tiefer der Mensch auf der Stufe der Bildung stehet, desto leichter läßt er sich zur Verachtung anderer hinreißen; er dünkt sich gleichsam dadurch höher gestellt.

Am jenseitigen Ufer kamen wir endlich wohlbehalten an; die bereitstehenden Pferde wurden herbeigeführt, um den Wagen aus der Fähre, und dann das hohe Ufer hinaufzuziehen. Ueber den Damm fuhren wir in ein Dorf hinunter. Ein Mann, dem die Besorgung der Pferde aufgetragen worden war, setzte uns in nicht geringe Verlegenheit. Als er den Postzettel gelesen hatte, erklärte er, daß er die Pferde müßte wieder abspannen lassen: denn sie wären für eine Prinzessinn bestellt. So viel ich weiß, erwiederte ich, ist heute nur

eine Prinzessinn von Danzig abgereiset. Sie gehet aber über Dirschau, und kommt hierher nicht. Doch gehören wir zu ihrem Gefolge.

Dadurch ließ sich der Mann nicht bedeuten; er bestand darauf, daß er die Pferde für eine Prinzessinn bereit halten müsste. Doch konnte er den Namen dieser Prinzessinn nicht angeben. Ich suchte ihm begreiflich zu machen, daß das Postamt in Danzig für Ihro königl. Hoheit, die Prinzessinn zu Solms-Braunfels, die Pferde bestellt hätte, und wir von diesem Postamte hierher gewiesen worden wären, die Prinzessinn hingegen schon bei Dirschau über die Weichsel gehen sollte, mithin müssten doch für uns die Pferde hier bestellt sein. Wollte er nun sechs Pferde für eine andere Prinzessinn bereit halten: so möchte er es thun; uns aber müsste er sechs Pferde schaffen. Dieses wirkte; wir durften nun fortfahren, obgleich der Mann noch hinten nach rief, wenn eine Prinzessinn noch käme, wüsste er sich nicht zu helfen.

Wir fuhren jetzt durch den

großen Werder.

Vor fünfhundert Jahren war hier eine ausgedehnte Wildniss. Sümpfe, Moräste und

Waldungen bedeckten die Niederung, welche drei Arme der Weichsel einschließen: denn unterhalb Mewe theilt sich dieser Strom an der Montauer Spitze in zwei Arme; der linke hat seinen Namen behalten; der rechte, welcher sich nordöstlich wendet, und in das frische Haff ergießt, heißt Nogat. Da, wo die Weichsel nicht fern mehr vom Gestade der Ostsee den nördlichen Lauf verläßt, und westlich nach Danzig strömt, theilt sie sich wieder; entgegengesetzt richtet sich der rechte Arm nach Osten, nnd ergießet sich ebenfalls in das frische Haff unter dem Namen der alten Weichsel. So wird dadurch ein großes Dreieck vom Lande abgeschnitten, welches die Insel hieß, und jetzt der große Werder genannt wird.

Als im Jahre 1276 die Anlage der Stadt Marienburg auf dem linken Ufer der Nogat vollendet war, wünschte der deutsche Ritterorden die fruchtbare Insel zu bevölkern: denn obgleich Sümpfe und Moräste und unwegsame Gegenden schreckten: so lockte doch die Üppigkeit der Pflanzen den Bebauer an. Nur musste zuvor den Überschwemmungen Einhalt

gethan werden: denn die anschwellende Weichsel überfluthete oft die ganze Insel, und bedeckte den fruchtreichen Boden mit dem Sande ihres Bettes. Meinecke von Querfurt, Landmeister in Preußen, unternahm das große Werk, an der Weichsel, an der Nogat, an der Elbing Riesendämme aufzuführen. Vom Jahre 1288 bis zu Ende des 13ten Jahrhunderts wurde das Unternehmen begonnen und ausgeführt. Landleute musſten die Dämme aufschütten; dafür erhielten sie Erlaſſ aller Abgaben und Dienste auf fünf Jahr und Besitzthum in den geschützten, fruchtbaren Gefielden. Es thut so wohl, ein Werk anzublicken, daß die vereinte Kraft der Menschen zur Wohlthat der spätesten Nachkommen erstaunenswürdig vollführte. Noch stehen diese Dämme, Bergrücken ähnlich und wohl unterhalten, obgleich bisweilen, der genauesten Vorsorge ungeachtet, die Fluthen sie durchbrechen, und fruchtbare Gegenden mit hohem Sande überschüttet haben.

Die Bewohner des Werders, gleich vom Anfange an freie Leute, bestehen meistentheils aus Deutschen, sind wohlhabend durch den

Ertrag des üppigsten Bodens, welcher vortrefflichen Weizen in erstaunlicher Menge liefert, und die fettesten Weiden anbiethet. Die Lebensart der Landleute gleichet ganz der Üppigkeit im Danziger Werder. Die Wohlhabenden gefallen sich in großen Gebäuden zu wohnen, die oft sehr geschmacklos, bisweilen aber auch mit Geschmack erbauet sind. Wenn man das bequeme Leben der Gutsbesitzer, das Elend der Taglöhner, und den geringen Wohlstand der Handwerker, die in diesen Dörfern wohnen, betrachtet: so kommt man leicht auf den Gedancken, daß die Ergiebigkeit des Bodens hier mehr große Dinge thut, als der Fleiß des Menschen. Und so wie das, was die Fülle giebt, weniger geachtet wird, als was der strenge Fleiß erringt: so scheinet auch das zufließende Geld mehr zur Verschwendung, als zum räthlichen Gebrauche den werderischen Bauern zu dienen. Sorge für Befriedigung der Lebensbequemlichkeiten, und Drang durch das Geld sich Ansehen zu geben und den Bauer zu verbergen sind häufig hervorstechende Eigenschaften dieser Landleute. Aber wundern muss man sich, daß noch nie eine Dorfschaft

daran gedacht hat, eine zweckmäßige Schule einzurichten. Nachlässiger Ältern Söhne wachsen heran zu Herren der Güter, ohne durch zweckmäßigen Unterricht sich zu der Lebensart vorbereitet zu haben, die sie nach dem Beispiele der andern so gern annehmen mögen; sie gleichen einem Menschen, der ohne Anlagen nur darum Schauspieler wird, weil er Vermögen zu Anschaffung schöner Kleider hat, und sich auf einige Stunden in einer glänzenden Tracht zeigen möchte, die nicht ihm, sondern seiner Rolle zukommt. Manche Väter fühlen das Bedürfniß eines guten Unterrichtes für ihre Kinder, und halten Hauslehrer; andere ahmen dieses aus Modesucht nach; aber dadurch entgehet den Schulen auch noch die nöthigste Unterstützung.

Die Leichtigkeit, durch den reichlichen Ertrag eines höchstfruchtbaren Bodens wohlhabend zu werden, ist nicht die einzige Ursache der Trägheit, deren die Bewohner des Werders angeschuldigt werden; auch die Feuchte, so oft mit Nebeln angefüllte Luft wirkt auf Körper und Geist. Daher ist bei aller Üppigkeit der Pflanzen die Natur nicht reizend; ihr fehlet

besonders auch das, was den Menschen so erhaben entzückt — eine schöne Aussicht. Die großen Ebenen ziehen den Gesichtskreis oft so zusammen, daß man sich auf Gottes weiter Erde mit Bangigkeit so eingeschränkt fühlt.

Die aus den Niederlanden eingewanderten Landleute legen sich besonders auf Viehzucht, und liefern große, runde Käse in den Handel, welche den holländischen ähnlich sind, und diesen oft vorgezogen werden. Sie habe eine glatte, rothe Rinde, und werden Mennonitenkäse genannt: denn die Niederländer sind meistentheils Mennoniten, oder Anhänger der Lehre eines gewissen Menno (geb. 1505.) welcher in Holland eine Sekte der Wiedertäufer stiftete. Sie genießen in Preußen volle Religionsfreiheit, und haben in ihren Dörfern öffentliche Bethäuser. Ihr Leben ist zwangvoll still, und giebt dadurch oft zu dem Verdachte der Scheinheiligkeit Anlaß; sie trennen sich zu auffallend durch ihr demüthiges, den Frieden und die duldende Liebe verkündigendes, allen Frohsinn hingegen vermeidendes Betragen von den andern Christen, und werden deßhalb verachtet.

Der feuchte, fette, zähe Boden im Werder ist Durchreisenden beschwerlich; an Verbesserung der Straßen ist nicht gearbeitet. Wir fuhren lange, ehe wir die Stadt

Marienburg

erreichten. Über die Nogat mussten wir auf einer langen Schiffbrücke fahren. Der Anblick derselben machte einen neuen, überraschenden Eindruck auf mich. Gewohnt eine Brücke sich über einen Fluss wölben, oder mindestens in wagerechter Lage hoch über dem Wasser die Ufer verbinden zu sehen, erblickte ich vom hohen Damme herab die auf dem Wasser liegende, und vom Ufer sich hinabsenkende Brücke, welche vom Anströmen des Wasses schwankte. Eine Reihe neben einander liegender, breiter Kähne ist die Grundlage der Schiffbrücken; durch Ketten sind die Kähne mit einander verbunden, und mit Balken so überlegt, daß diese der Bewegung nachgeben, aber sich nicht verrücken. Diese Balken tragen befestigte Querhölzer als den Fußboden der Brücke. Ein überfahrender Wagen setzt die ganze Brücke in Bewegung; seine Last drückt den Kahn tiefer ins Wasser, die angrenzenden heben sich;

langsam muss daher der Wagen gefahren werden, damit die Bewegung nicht gewaltsam werde.

Jenseit der Nogat fuhren wir dicht vor dem alten, berühmten Schlosse vorbei in die Stadt, welche von einem breiten Markte der ganzen Länge nach getheilt wird. Säulengänge laufen zu beiden Seiten an den Häusern hin, und geben dem Markte ein freundliches Ansehen. Die Zeit des Umspannens benutzte ich das Schloss zu sehen.

Die Gründung dieses prächtigen Sitzes der ehemaligen Hochmeister des deutschen Ritterordens fällt vor das Jahr 1276. In diesem Jahre stand schon eine Burg auf der sandigen, höchsten Höhe, und führte zu Ehren der Mutter Jesu den Namen Marienburg. Ein Komthur bewohnte dieselbe. Aber im Jahr 1309 verlegte der Hochmeister Siegfried von Feuchtwangen seinen Sitz von Venedig nach Marienburg. Durch venedische Baumeister wurde die Burg, oder nach Urkunden damaliger Zeit das Haupthaus erweitert. Man führte an der nordwestlichen Seite des alten, auf des Hügels Gipfel liegenden Schlosses neue,

Wunder der Baukunst enthaltende Gebäude auf. Sie schlossen von 3 Seiten einen viereckigen Hof ein, der gegen das alte Schloss offen, aber durch einen tiefen Graben von ihm getrennt war. Dieses neue Schloss, das mittlere genannt, enthielt die Wohnzimmer des Hochmeisters und seines Gefolges, und große Säle zu Versammlungen der Ritter bei Berathschlagungen und Mahlzeiten.

Bald darauf wurde an das mittlere Schloss nordwestlich ein Drittes angebaut, welches Marställe, Brauhäuser, Kornspeicher, Waffensäle und Wirthschaftsgebäude enthielt. Ein Graben trennte dasselbe ebenfalls vom mittlern Schlosse.

So stellte das Ganze ein längliches Viereck dar, das einen siebenzig Fuß hohen, sanft sich verflächenden Hügel herablag, und durch querlaufende Graben und Gebäude in 3 Theile getrennt war, wovon jeder einzelne als starke Festung für damalige Zeit galt.

Als in dem uns bekannten Kriege mit Polenkönige Jagello die Schlacht bei Tannenberg (15ten Juli 1410) für den Orden verloren war, wendete sich der König langsam zur

Belagerung Marienburgs, fand aber vor dem Schlosse den heftigsten Widerstand: denn die Festung vertheidigte Heinrich Reuß von Plauen, Komthur von Schwetz, ein tapferer, hochgesinnter Mann. Die Feste wurde stark beschossen; aber sie ergab sich nicht. Da suchten böhmische Söldner durch Verrath des Ordens Untergang. Sie verabredeten mit dem Feinde, daß während einer Versammlung der Befehlshaber in dem Kapitelssale, dessen kühnes Gewölbe von einer einzigen schlanken Granitsäule getragen wird, die Polen durch eine Kugel aus dem Wurfgeschütz die Säule zerschmettern, und den Einsturz des Gewölbes dadurch bewirken sollten. Die Richtung der Kugel wurde durch eine ausgehängte, rothe, polnische Mütze angegeben. Die Kugel wurde abgeschossen, flog nur 3 Finger breit bei der Säule vorbei, und schlug an die Hinterwand 10 Fuß hoch vom Boden an, wo sie zum Andenken eingemauert wurde. Durch mancherlei Unfälle bewogen, hob Jagello die Beladerung nach zwei Monaten auf.

Als im 15ten Jahrhunderte der Städtebund sich von dem Orden losriß, und dem

Könige Kasimir von Polen unterwarf, fiel Marienburg durch die Söldner des Ordens dem Könige in die Hände, der Orden war ihnen bedeutenden Sold schuldig; die Besatzung, aus Söldnern bestehend, hielt den Hochmeister in seinem Zimmer gefangen, und bot dem Könige die Feste für Auszahlung des Soldes an. Kasimir nahm 1457 am Montage nach Pfingsten Besitz von dem Schlosse, bezahlte aber wortbrüchig, den Sold nicht. Der prächtige Sitz des Hochmeisters wurde jetzt Wohnplatz eines polnischen Starosten, und Marienburg blieb nach dem Friedensschlusse von 1466 in polnischem Besitze. Der Hochmeister wählte Königsberg zu seinem Hauptsitz.

Als Friedrich der Große dem preußischen Zepter das polnische Preußen unterwarf (1772), wurde Marienburg sein Eigenthum. Ihm wurde auf dem Schlosse gehuldigt. Wie die untergehende Sonne in der Abendröthe prangt, sollte gleichsam der Untergang Marienburgs noch einen Blick voll Glanz auf das alte Reich des Ordens werfen.

Bald verschwand die Herrlichkeit der schönen Burg. Schon mancher Theil war durch

Brand vorher zerstört, das niedere Schloss größtentheils zerfallen. Das obere Schloss wurde jetzt zu Kasernen eingerichtet; die Wohnung des Hochmeisters bezog der General des in Marienburg stehenden Regimentes; der Kapitelsal wurde durch eingezogene Decken und Scheidewende in vier kleine Wohnungen getheilt. In einer derselben versammelte ein Schulmeister die Soldatenkinder um sich, in den andern schnarten die Weberstühle armer Handwerker, wo einst der Sporn hochfahrender Ritter geklirrt hatte. Die übertünchten Wände wurden von Ruße der Lampen geschwärzt, wo einst auf Zinnobergrunde geharnischte Ritter, lichtblau und dunkel schattirt, an den Nägeln und Säumen der Rüstung und des Waffenrockes mit Goldglanz geschmückt, auf schwarzen und braunen Rossen geprangt hatten. So verwandeln die Zeit und der Mensch das Herrliche, Schöne und Große; jene als Verkünderinn der Vergänglichkeit, dieser im ängstlichen Aufsuchen des Nutzens — wie der Maulwurf das Beet mit den schönsten Hiazynthen nach einem Regenwurme durchwühlt.

In neuern Zeiten wurden die Kasernen, alle noch ledige Säle und Zimmer vermittelst eingezogener Decken zu Kornboden eingerichtet.

Im Jahre 1802 erschienen meisterhaft gearbeitete Kupferstiche, welche Ansichten von den Resten des prächtigen Schlosses zu Marienburg enthielten, und schon durch ihre vortreffliche Bearbeitung Aufsehen erregten. Der Herr Kupferstecher Frick in Berlin hatte in einer eigenen, mit verschiedenem Braun die Natur nachahmenden Manier das Werk ausgearbeitet. Ich rathe meinen Lesern sich die Ansicht dieses Werkes zu verschaffen, welches damals dem Schlosse Marienburg Bekanntschaft unter den neuern gab, und sein Andenken auf die Nachwelt bringen wird.

Ich ging ohne Führer zum Schlosse. Ein altes Thor an der Nogatbrücke hatte mir den Eingang zu demselben bei unserer Überfahrt bezeichnet. Durch das Thor gelangte ich in den niedern Theil, welcher zur Hälfte in Trümmern liegt, und an den noch stehenden Gebäuden zwar Alterthümlichkeit, aber nichts Merkwürdiges zeigt. Eine hölzerne Brücke führte über einen verfallenen, rechts liegenden Graben

zu einem Thore, das bald den Trümmern angehören wird. Durch dasselbe trat ich in das mittlere Schloss; hinter mir und zu beiden Seiten sahe ich lange, Eindruck machende Gebäude den großen Raum einschließen; vor mir jenseits des Hofes lag das höhere Schloss mit seinem hohen Portale so alterthümlich hinter einem tiefen, ausgemauerten Graben, über den eine hölzerne Brücke sich zog, die ein kühn aus dem Graben hervorragender Pfeiler stützte. Links am alten Schlosse erhob sich die Ordenskirche.

An der rechten Seite des mittlern Schlosses hingehend, fand ich eine offene Thür mit gothisch gewölbtem Bogen. Ich trat durch dieselbe in einen Sal, dessen Größe und edle Bauart mich überraschten (er ist 96 Fuß lang und 48 Fuß breit,). Ein schön geribbtes Kreuzgewölbe bildet seine Decke. Drei schlanke achteckige Säulen aus polirtem schwarzgrauen und rothgefleckten Granit stützen in der Mitte, in gleichen Räumen abstehend, das Gewölbe, welches, gleich Stralenkegeln, seine Ribben von den Gesimsen der Säulen zur Höhe sendet. Acht Fenster mit hohen Mauerbogen von der

einen Seite, sechs von der andern erleuchten den Sal, dessen Fußboden jetzt mit Sand bedeckt war, weil er zum Übungsplatze der jungen Soldaten diente. Die Füße und Gesimse der Säulen sind schön geformt und mannichfaltig verziert; besonders zeichnete sich das einfache, mit Wasserlaub geschmackvoll umwundene Gesims der mitteln Säule aus. Nahe bei der Thür, welche aus dem Sale in den Hof führt, springt von außen rechts ein Vorbau mit einer Freitreppe vom Hauptgebäude vor. Diese ging ich vorüber gegen das Ende des nunmehr zwei Stock sich erhebenden Gebäudes. Eine große Eingangsthür stand offen; durch dieselbe sahe ich eine Treppe hinunter in einen hohen und breiten Gang. Dieser führte zum ersten Kellergeschoss, welches nach dem Hofe zu unter der Erde, nach der Nogat hin aber frei liegt, und noch ein andres Erdgeschoss unter sich hat; auch dieses liegt noch frei an der Außenseite, und bestehet aus hohen, schön gewölbten Kellern. Das erste Erdgeschoss enthält Säle und Zimmer, welche sich durchgängig durch schöne kühne Gewölbe merkwürdig machen. Eine andere Thür von außen führte zu dem ersten

Stockwerke über der Erde; (vom Hofe aus) auf der Freitreppe gelangt man zu dem obersten, merkwürdigsten Stockwerke. Als ich betrachtend da stand, kam eine ärmlich gekleidete Frau die Freitreppe herab. Ich fragte sie, an wenn ich mich wenden könnte, um die Merkwürdigkeiten des Schlosses zu sehen. Sie mochte sich nicht vorstellen, daß auch die Bauart zu den Merkwürdigkeiten gehörte, versicherte mir, da unten wäre nichts zu sehen, und erbot sich, mich in den ehemaligen Kapitelssal zu führen. Ich stieg die Treppe hinan, gelangte in einen schmalen, langen, nur durch ein Fenster erhellten Sal, dann durch eine Seitenthür links in einen Korridor, der hinter mir einen kleinen viereckigen, dunkeln Sal bildete, in dessen Mitte eine achteckige Granitsäule das Gewölbe trug, — vor mir sich bis an ein entgegenstehendes großes Fenster ausdehnte, und auf der Seite rechts von vier großen Fenstern erhellt wurde, welches anzeigte, daß dieser Theil des Gebäudes vor dem Sale, aus welchem man eintritt, beträchtlich vorspänge.

Eine fremde, oder eindrucksvolle Bauart stellt sich in diesem Korridor dar. Vor jedem

der schmalen Pfeiler der Fenster stehet eine freie, achteckige 13 Fuß hohe Säule aus geglättetem rothen und schwarzgefleckten Granit auf hohem Untersatze, welcher so breit ist, daß er sich zugleich als Sitzbank gegen das Fenster zieht. Auf die Gesimse der Säulen sind einfach bearbeitete Kalksteinbänder gleichsam als Hauptgebälk gelegt; sie strecken sich hinüber zu den Pfeilern; auf ihnen ruht das geribbte Kreuzgewölbe. Gegen den obern dritten Theil der Säulen ragen aus den Fensterpfeilern Granitbänder vor, welche in die Säulen eingreifen. Dadurch wird der leere Raum zwischen Säule und Pfeiler in zwei längliche Vierecke getheilt. Leichtigkeit nnd Festigkeit sind hier mit einander vereint. Ein gewöhnlicher Baumeister würde die Fensterpfeiler so weit vorgeführt haben, daſſ sie das Gewölbe tragen konnten. Der kühne Baumeister zu Marienburg durchbrach die Pfeiler, setzte Säulen in den leeren Raum und gab der Fensterseite Heiterkeït mit Würde. Die Fensterkreuze sind nicht aus Holz, sondern aus Kalkstein, und theilen jedes Fenster in sechs Flügel. Der Fußboden ist mit großen Kalksteinplatten belegt. Wider-

lich war es hier, wo der Baumeister durch kühnen Schmuck zu dem Eintritte in ein kühneres Werk vorbereitet hatte, — jetzt stinckende Waschgefäße, fast zerkochte Töpfe und schmutzige Eimer stehen zu sehen. Am Ende des Korridors erhebt sich der Eingang zum Kapitelsale, gleich den Fensterpfeilern mit Säulen geziert; die Stärke der Mauer giebt ihm Tiefe, so daß er eine Halle bildet; seine Bauart kündigt an: wer hier eintritt, wird ernstes und großes beginnen! Einst ging der feierliche Zug der Ritter durch diese Halle; da wo vielleicht der gewaffnete Knappe an der ersten Säule als Wächter gestanden hatte, klammerte sich jetzt ein ärmlich gekleidetes Mädchen, von herabhangenden, ungekämmten Haaren entstellt, an den Pfeiler.

Wer einst in den Kapitelsal trat, sahe einen Raum von 44 Fuß im Quadrat; beinahe 30 Fuß maß die Höhe bis zum Schlusse des kühnen Kreuzgewölbes; eine achteckige $13\frac{1}{2}$ Fuß hohe Säule aus polirtem, rothen und schwarzen mit etwas weiß besprengten Granit stand in der Mitte, und faßte die sich herabkrummenden Ribben der Wölbung zusammen. Zwei

Reihen Fenster waren über einander, die obere befand sich zwischen den Anfangsbogen des Gewölbes, in der Mitte über den untern Fenstern. So zählte man 20 Fenster in drei Seiten vertheilt, wovon vier auf die Seite des Einganges kamen. Reiche Verzierungen mit vergoldeten Schnörkeln, Glasmahlerei auf den Scheiben und eiserne Rahmen der Flügel, welche in steinernen Pfosten hingen, vereinigten Pracht, Feierlichkeit und Dauer. Links vom Eingange befand sich in der Mitte der Wand ein Kamin. Der Baumeister hatte gestrebt heitere Würde diesem Sale zu geben, und ein großer steinerner Schenktisch, der sich neben dem Kamin befand, läßt annehmen, daß auch Rittermahle hier gehalten wurden.

Jetzt trat ich durch die Eingangshalle in ein dunkles mit Gestank angefülltes Vorgemach, welches zu niedrigen Stuben führte, die in den Sal eingebauet sind. Ich wurde in die erste Stube eingelassen, deren Decke mit dem Gurtgesimse der ersten und zweiten Fensterreihe verbunden war. In der Nebenkammer zeigte man mir die Säule des Sales, welche aus dem Winkel ein wenig hervortrat, ihre Schmach

gleichsam verbergend. In der Wohnung des Schulmeisters wurde mir das Fenster gezeigt, vor welchem die rothe Mütze gehangen haben soll. Um die Kanonkugel zu sehen, musste ich im Vorgemache eine schmale Treppeersteigen, auf welcher man zu der zweiten jetzigen Etage des alten Sales gelangt. An der rechten Seite des Kamins war ein neuer Rauchfang angelegt, in dessen Winkel die eingemauerte Kugel sich verbarg. Von einer vormaligen Inschrift konnte unter diesen Umständen keine Spur vorhanden sein. Der Schulmeister selbst beklagte das Schicksal des herrlichen Sales, und erzählte mir mit Freudigkeit, daß sie alle auf Befehl des Königes zu Ostern ausziehen müssten, weil der Sal wieder hergestellt werden sollte. Ob dieses geschehen ist, kann ich nicht sagen. Damals wenigstens hat der Krieg, der sich bald darauf in jene Gegenden zog, das Unternehmen verhindert.

Der Schulmeister gab mir einen Knaben mit, der mich zum Küster führen sollte, welcher die Merkwürdigkeiten der Kirche zeigen würde. Ich ging über die Brücke zum alten Schlosse. Der Graben ist über fünfzig Fuß

breit, und ganz ausgemauert, Schutt liegt in seiner Tiefe; an seinen schrägen Wänden bemerkt man theils offene theils zugemauerte oder verfallene Fensterlöcher. Drei über einander liegende Kellerreihen sollen von dieser Mauer umgeben werden, und das alte Schloss eben so tief in die Erde hinab gemauert sein, als es Höhe hat. Durch Verschüttung sind die Zugänge zu den Kellern verloren gegangen; nur die erste ungemein fest gewölbte Kelleretage ist noch zugänglich. Würden die Zugänge zu den Kellern aufgefunden, manches alterthümliche könnte noch hervortreten. Jenseits des Grabens liegt das alte Schloss, vierseitig, einen Hof einschließend, und vier Stockwerk sich erhebend. Der Eingang an der Ecke ist im alten gothischen Styl ausgeführt. Ein hoher durch alle Etagen durchgehenden Bogen springt vor der übrigen Wandfläche vor, und bildet das Portal; die Hauptwand des Gebäudes ziehet sich hinter ihm vor, und hat ein 10 Fuß hohes Thor; hölzerne, mit eisernen Schienen zierlich beschlagene Thorflügel schließen dasselbe. An dem hohen Bogen siehet man noch die Vertiefungen, in welchen sonst das

Fallgatter hing, welches aus der Höhe herabgelassen wurde, um den eindringenden Feind abzuhalten. Um die innern Seiten des Schlosses liefen einst Kreuzgänge bis zum vierten Stocke; sie sind zerstört bis auf den untersten, welcher von Granitpfeilern gestützt, und einfach verzieret ist. Der alte Kapitelsal hat mit dem neuen gleiches Schicksal gehabt; es sind Wohnungen in demselben eingebaut. Eine prächtige, perspectivisch sich mit Gliederbogen verengende Eingangsthür zeuget noch von der Bauart desselben. Das alte Schloss diente nicht mehr zur Kaserne, sondern zu Magazinen. Der Küster erschien mit Schlüsseln und einer Laterne. Wir gingen zu dem Kirchengebäude. Dieses liegt an der linken Seite des Schlosses, und enthält zwei über einander gebauete Kapellen. Die untere heisst die Sant. Annen Kapelle, und wird auch die unterirdische genannt, weil sie etwas tiefer, als die Ebene des Walles liegt. Der Eingang in dieselbe ist ein schön verziertes Thor, dessen Stäbe, Säulchen und Glieder perspectivisch gestellt, äußerst anmuthig verziert, und mit dem größesten

Fleiße ausgeführt sind. Dazwischen angebrachte Figuren geben dem Ganzen mehr Reichthum und Mannichfaltigkeit. Wir traten in die Kapelle. Sie hat nur 17 Fuß Höhe; ein Kreuzgewölbe, das aus schön verzierten Konsolen an der Wand entspringt, bildet die Decke. Die Konsolen sind aber auch die einzige Verzierung in diesem Raume, in dem einst die Gesänge des Ritterchores hallten: denn die Kapelle war einer Abtheilung der Ritter angewiesen, weil in den drei übrigen Kapellen nicht Raum genug für alle war. Einige kleine Fenster senden schwaches Licht in das Innere, welches durch das Helldunkel schwärmerische Feierlichkeit erhält. Vor dem Altar, welcher neu und schlecht verziert ist, liegt ein langer, viereckiger Grabstein, mit folgender um den Rand laufender Mönchsschrift:

do unsers herrn christi jar was
m dri c xli gar do starb der meister
sinnerich von altenburg bruder dieterich.
hie zegin die meistere begraben, der
von aldenburg hat angehaben. amen. †.

Das heißt.

Da unsers Herrn Christi Jahr
war tausend drei hundert ein und vierzig
gar, (gerade)
da starb der Meister Sinnreich (der Sinnreiche),
Bruder Dietrich von Altenburg.
Hier sind die Meister begraben,
der von Altenburg hat angehoben.

Neben dem Steine bedeckt eine hölzerne Fallthür den Eingang zur Gruft der Hochmeister. Wir stiegen auf einer steinernen Treppe hinab, und gelangten in ein geräumiges Gewölbe, das weit über Mannshöhe sich schließt; aber hier war keine Spur eines Sarges, noch einer Senkung in ein Grab zu erblicken. Dagegen zog sich eine Öffnung, gleich einem Schachte, senkrecht in die Tiefe; ein hinuntergeworfenes Steinchen fiel hart auf den Grund, den das Laternenlicht nicht sichtbar machte. Der Schacht soll über 20 Fuß tief, und sein Boden fest gemauert seyn. Der Küster erzählte, daß über diese Öffnung die Körper der Hochmeister auf einen eisernen Rost gelegt, auf demselben verweset, und nach und

nach in die Tiefe hinabgefallen wären, wo ein tiefer Brunnen, den man in folgenden Zeiten vermauert hätte, die Überbleibsel jener großen Männer noch verwahrte. Bestätigte diese Sage — wenn nicht ein glaubwürdiger Zeuge der damaligen Zeit — doch nur ein anderer Umstand: so würde man sich über diese sonderbare Art, den Körper der Erde wieder zu geben, höchlich verwundern müssen. Sie wäre zu einer Zeit angeordnet worden, in der man zwar das Seltsame gern ergriff, in der man aber über den Zustand nach dem Tode zweifelhaft dachte, und den Tod des Körpers mit einer künftigen allgemeinen Auferstehung nicht anders vereinigen konnte, als daß man eine Verbindung der Seele mit dem Körper, einen bewußtvollen, die süße Ruhe des Grabes empfindenden Schlaf annahm. Daher wendete man viel Kosten an, um eine ungestörte Ruhestätte sich zu bereiten, oder in geweiheter Erde, in der Kirche, und am liebsten vor dem Altare, seinen Körper aufbewahret zu wissen. Wie sollten die Hochmeister sich ganz über jene, in die Seele der damaligen Menschen so tief eingegrabene Liebe für ein

geweihetes Grab hinweggesetzt, und verordnet haben, daß ihr Körper theilweis durch die Verwesung in einen Brunnen hinabgesendet würde? In den Statuten des Ordens, in welchen die Lebensweise und die äußern Gebräuche der Ritter genau bestimmt werden, finde ich nur folgendes über das Begräbniß festgesetzt:

in eime iclichem huze sal man
haben ein weis tuch mit eime
swarczen crücze zcu d' begrabünge
vnsere brudere di do vorscheiden.

Andere meinen, jener Schacht hätte durch einen Kanal mit der freien Luft in Verbinbindung gestanden, über den Rost wäre die Leiche der Hochmeister gelegt worden, und durch den Luftzug zur Mumie ausgetrocknet worden; aber dann müßte sich doch irgend eine Nachricht von dem Orte erhalten haben, wo die Mumien aufbewahrt worden, und der oben liegende Leichenstein, der noch mehr mit vertretener Schrift umgeben, sagte eine Unwahrheit.

Ich halte dafür, daß die Öffnung der Zugang zu dem Begräbnisse der Hochmeister ist. Um in ungestörter Ruhe, unzugänglich

den Neugierigen oder den Eroberern der Feste, unter der Kirche bis zur Auferstehung zu schlafen, ließ der Hochmeister Dietrich von Altenburg, der Erbauer der Kirche, in einem der tiefsten Keller die Gruft anlegen. Der Eingang in dieselbe war nach morgenländischer Art ein senkrechter Schacht, durch welchen der Sarg aufgerichtet hinabgelassen wurde. Die Öffnung wurde über einem eingelegten, eisernen Roste zugemauert, und zwar in der Tiefe, damit das Aufreißen der Mauer erschweret würde. Jetzt verschüttete Luftlöcher in der Mauer des Walles führten vielleicht zum Begräbnissgewölbe. Vielleicht wurde jene Sage selbst von den Rittern verbreitet, um den Begräbnissort der Hochmeister geheim zu halten.

Noch führte mich der Küster in ein dunkles Behältniss neben der Kapelle; hier standen offene Särge mit Leichen, welche zu Mumien geworden waren. Ein Starost lag hier in polnischer Tracht, ein starker Mann mit hoch vorragendem Bauche. Der Bart war noch wohl erhalten. Ein Jesuit lag in einem sehr schlichtem Sarge auf Schilfblättern, ein Buch im Arme haltend, sehr wohl im Gesichte nnd

in der Kleidung erhalten. Seine Schuhe aus Tuch hatten hölzerne Sohlen.

Über der Sankt Annen Kapelle liegt die Ordenskirche zu Sankt Marien. Nach Ersteigung einer Treppe in der neu angelegten Predigerwohnung gelangte ich zu dem Eingange in die Kirche. Sie ist fast drei Mal so hoch als die Annenkapelle, und nimmt durch die einfache edle Bauart ein, so wie sie durch gut angebrachte, schöne, kunstreiche Verzierungen Bewunderung erregt Dem Altare gegen über erhebet sich der Sitz des Hochmeisters; ein Thronhimmel, von zwei niedlichen Säulen getragen, überschattet ihn; über demselben springt ein Orgelchor vor, von dem sich zu beiden Seiten das Chor der Sänger hinzieht, welches mit prächtigen gothischen, durchbrochenen Verzierungen aus polirtem Kalkstein vergittert ist. Die Sitze der Ritter laufen zu beiden Seiten vom Hochmeisterstuhle die Wände entlang; ausgeschweifte Unterschiede trennen die langen Bäncke in einzelne Sitze, wie die Chorstühle in andern Domkirchen sind. Der Stuhl des Hochmeisters ist jetzt in einen Beichtstuhl verwandelt worden.

Über dem Altare befindet sich das aus Silberblech gearbeitete und gut vergoldete Bild der Maria, welches schon vor der Gründung Mariienburgs in einer dort erbaueten Kapelle verehrt, und für wuuderthätig gehalten wurde, nachher über dem Stadtthore in besonderem Bethause stand, und zuletzt in die Ordenskirche überging. Die Alterthümlichkeit macht das Bild merkwürdig.

Ein Kunstwerk, in jenen Gegenden einzig, befindet sich an der Außenmauer der Kirche, denn das hohe spitzbogige Fenster hinter dem Altare ist zugemauert; dadurch ist von außen eine Blende entstanden, welche einen ebenen Hintergrund hat. Auf diesem befindet sich in mehr als drei maliger Menschengröße Maria, mit dem Jesuskinde auf dem Arme, als Himmelsköniginn dargestellt, in ganz vorspringender Gestalt gearbeitet. Die Oberfläche ist mit Mosaik überzogen. Meine jungen Leser werden wissen, daß man unter Mosaik bildliche Darstellungen versteht, welche durch Aneinanderfügen farbiger Körper hervorgebracht sind. Obgleich die Zeichnung an jener Maria nicht richtig ist: so gehöret doch dieses Bild, welches

in der Ferne großen Eindruck macht, zu den größesten Merkwürdigkeiten des Schlosses. Auch die Blende ist mit Mosaik überzogen. Sie bestehet aus kleinen drei und viereckigen Stücken einer undurchsichtigen gefärbten Glasmasse. Die vergoldeten Stückchen haben einen gläsernen, durchsichtigen Ueberzug, wodurch das Gold seit so viel Jahrhunderten seinen ersten Glanz behalten hat. Der Hintergrund der Blende ist ganz golden, die Seiten derselben haben blauen Grund mit übersäeten goldenen Sternen. Maria hat ein goldenes Unterkleid, das kurze Obergewand ist roth mit goldenen Verzierungen. Wahrscheinlich hat ein Künstler aus Venedig, wo damals dieser Kunstzweig blühete, hier gearbeitet.

Noch ging ich in einzelnen Theilen des weitläuftigen Schlosses umher; aber überall wurde ich niedergeschlagen: denn die in den hohen Sälen und Zimmern eingezogenen Balkenlagen und Hangeboden zu Magazinen schienen mich da zu erdrücken, wo ich gern meinen Blick zu einer schön gewölbten Decke erhoben hätte.

Der ist nur vom leidigen Nutzen, nicht von dem, was groß und schön ist, eingenommen gewesen, der diese Umänderung in Vorschlag bringen konnte. Bewahren wir doch sorgfältig das Stück einer alten Rüstung, ein verrostetes Schwert, ein ungestaltetes Götzenbild, ein morsches Kleidungsstück aus dem Alterthume auf, um sinnliche Erinnerungen zu haben an eine Zeit, die nur dem geistigen Menschen durch die Geschichte bekannt ist. Wir überzeugen uns gern mit eigenen Augen, wie weit die Menschen damals sich ausgebildet hatten, wie sie ihre Kräfte, ihren Verstand, ihren Geschmack anwendeten, um das Nützliche, Große oder Heilige hervorzubringen; ja wir mögen uns selbst gleichsam in sinnliche Berührung mit der Vorzeit bringen, und das betasten, was ein Mensch vor Jahrtausenden mit Händen hielt, des Kleid berühren, das vor Jahrhunderten einen Menschen bedeckte. Und ein würdiges Denkmal der Größe, des Geschmackes und der Kunst früherer Menschen, das Haupthaus einer Gesellschaft, die eben so durch große Thaten, wie durch große Vergehungen sich in der Geschichte ausgezeichnet hat, der Sitz jener Herr-

scher, deren Streben und Kämpfe den Grund zu dem Königreiche Preußen legten, ein solches Denkmal zerfällt theils in Trümmer, theils wird ihm seine Würde geraubt durch Anwendung zu nützlichen, aber gemeinen Zwecken.

Wie sorgsam sollte man so ein Denkmal ganz in seiner Alterthümlichkeit zu erhalten suchen, das den Geist der Zeiten so treu den Sinnen darstellt, und sowohl dem, der dasselbe wollte, als ihm, der es vollführte, unsere Bewunderung erwirbt. So ist der Mensch! Nutzloses schont er, aber die Hoffnung des kleinlichsten Gewinnes verführet ihn zur Zerstörung des Großen. Einen metallnen Götzen aus früherer Zeit fasst man mit Behutsamkeit an, damit der edle Rost nicht verwischt werde, und die Wände des Kapitelssals berühmter Helden übertüncht man zur Wohnung armer Weber!

Bleiben und erhalten werden muss so ein Werk, wie es einst war, damit der Nachkomme sich ganz in jene Vergangenheit versetze, in das innere Leben der Vorfahren hineinschaue, und sinnlich gleichsam hineingezogen werde in ihr Wollen, und Wirken, und Empfinden. Die Vorwelt erscheinet uns dann groß in dem,

was sie that und wollte. Sie übertrifft uns im angestrengten Streben nach dem Dauerhaften, für die Ewigkeit gegründeten, in der Kühnheit ihrer Werke, und im starken Ausdruck der Empfindungen. Tief hinunter in die Erde senkt sich der Grund des Schlosses, auf ihm erheben sich Mauern, die noch im obersten Stockwerke neun bis zehn Fuß stark sind; alle Decken sind Gewölbe, von tiefsten Keller heran bis unter das Dach; kein Holz ist gebraucht als zum Dache und zu Thüren und Brücken; selbst die Fensterkreuze sind Stein, die Rahmstücke sind aus Eisen.

Man vergleiche den Ziegel des Alterthums mit dem neuen, der in der Hand des Maurers zerbröckelt, den der Regen vom Dache abspült. Mit dem größesten Fleiße sind jene geformt und gebrannt, viele zu verschiedenem Gebrauche mit den mannichfaltigsten Gliedern, dem schönsten Laubwerke und allerlei Figuren verziert, deren Schärfe noch jetzt nicht gelitten hat; andere sind mit farbiger Glasür an der einen schmalen Seite überzogen, und in den großen Mauerflächen zu den anmuthigsten Verzierungen eingesetzt. Und welch ein kühner

Bau! Diese großen, so weit sich über uns ausbreitenden Gewölbe sind oft nur sechs Zoll dick. Kunst und Erfahrung leiteten die Baumeister bei Anordnungen der Gewölbe, deren Schönheit, Kühnheit nnd Dauer wir bewundern, und dabei bekennen müssen: so getraueten wir uns nicht zu bauen.

Die Fassade des Kapitelsales ist höchstgewagt; aber Jahrhunderte haben bestätigt, daß der Baumeister von der Festigkeit seines Baues überzeugt gewesen ist. Nemlich da, wo der Kapitelssal im vierten Stockwerk der Außenseite durch die großen, doppelt über einander fortlaufenden Fenster Licht empfängt, ist die Mauer nur schwach, und durch die nahe liegenden Fensteröffnungen zu sehr unterbrochen, als daß sie dem Schub des weiten Kreuzgewölbes im Sale widerstehen könnte. Darum wurden von außen vom Grunde herauf schmale, jedoch weit vorspringende Pfeiler zwischen den Fenstern bis zum Dache geführt, und über der obern Fensterreihe des Sales mit einander in flachen Bogen verbunden. Doch diese weit vorspringenden Pfeiler schlossen die Fenster zu sehr ein, und verdunkelten den Sal. Da

wagte es der Baumeister, die Pfeiler da zu unterbrechen, wo die untern Fenster anfangen, uud in den leeren Raum zwei Säulen zu setzen, die achteckig, schlank, 5/6 Fuß stark, aus Granit gearbeitet sind. In einer Höhe von 10 Fuß tragen diese Säulen Kalksteinplatten, auf welchen die unterbrochenen Pfeiler wieder fortgesetzt sind. Die durch Bogen über den Fenstern zusammengewölbten Pfeiler tragen eine Brüstung, von welcher herab man das Schloss vertheidigte. Diese Zinne ist schön verziert, springt auf den Eckpfeilern des Gebäudes achteckig vor, und wird da von prächtigen Kragsteinen unterstützt. So scheinen die Pfeiler mit der Brüstung gleichsam über den Fenstern in der Luft zu schweben.

Es that mir unendlich leid, nicht länger diese Gebäude deren Ausschmückung so mannichfaltig und oft so geschmackvoll ist, betrachten zu dürfen. Es nahete der Abend — und

Elbing

war unser Ziel. Dahin gelangten wir spät in der Nacht. Eine äußerst gastfreundliche Aufnahme fanden wir bei dem Kaufmann, Herrn Abegg, welcher in einem großen, geschmackvoll

eingerichteten Hause wohnte. Am andern Morgen begleitete mich der Erzieher der Abeggischen Kinder, Herr Kranz, durch die Stadt, um mir das Alte und Neue derselben zu zeigen. Daß sie schon im Jahre 1239 gegründet worden, sagt nicht allein die Geschichte; einzelne, eng und winkelig angelegte Straßen, alterthümliche Gebäude, das Drängen der Häuser um gewisse, damals wichtige Plätze beweisen es auch; aber sie enthält auch große Beweise des gestiegenen Wohlstandes in neuern Zeiten, und des damit verbundenen freiern Sinnes und Geschmackes. Neue, freundliche Straßen sind angelegt, große heitere Plätze mit schönen Gebäuden umgeben; das Alte ist möglichst verbessert, dem Unbequemen, so weit es geht, abgeholfen worden. Damals blühete Elbing durch Handel sehr. Eine Meile von der Stadt ergießt sich der Drausensee, den steile Ufern einschließen, in die elbingische Niederung als ein schiffbarer Fluß, der den Namen Elbing führt, die Stadt durchfließt, und eine Meile weiter nordwärts in das frische Haff fällt — in ein Vormeer, welches durch eine Landzunge, die 15 Meilen lang von Dan-

zig bis Pillau sich erstreckt, von der Ostsee getrennt wird. Durch einen Kanal ist die Elbing mit der Nogat vereinigt, wodurch den Elbinger Kaufleuten die bequemsten Handelswege geöffnet sind: denn durch den Kanal wird auf der Nogat und Weichsel der inländische Handel, besonders mit Polen, getrieben; auf dem frischen Haffe gehen die kleinern Schiffe, zu dem Hafen von Pillau, um den großen Seeschiffen die Handelswaren für das Ausland zuzuführen. Die Bevölkerung der Stadt wurde zu 20,000 Menschen angegeben. Thätigkeit herrschte überall; Elbing gehörte zu den reichsten, glücklichsten Städten, und das Gefühl des Wohlstandes druckte sich in den heitern Gesichtern der Bewohner aus. Nur die Mennoniten gingen in sich gekehrt, von der Welt abgeschieden, die Bekannten mit niedergeschlagenen Augen grüßend, in den geräuschvollen Straßen umher.

Von Elbing nach Königsberg ist der Weg anfänglich Chaussee; bald führt er zu Anhöhen; das sogenannte Hochland wird erreicht. Dieses Land ist hügelig, waldreich, theils mit Sande überdeckt, theils von fruchtbarem Lehm-

boden unterbrochen; die Bewohner, ärmer, aber thätiger, als in der Niederung, haben ein heiteres Gesicht und einen festen, gesunden Körperbau.

Die nächste Stadt, welche wir erreichten, war

Frauenburg

am frischen Haffe. Der Sitz eines reichen Domkapitels giebt dem Städtchen Nahrung, welche außerdem noch durch Fischerei und geringen Handel gesucht wird. Die Stadt ist schlecht gebaut; das Domkapitel liegt auf einem steilen Berge, der sich an der Stadt hinzieht, ist festungsartig von Mauern eingeschlossen, und mit Thürmen versehen. Ein Kanal scheidet den Berg von der Stadt. Diesen Wassergraben leitete ein Frauenburger Domherr eine Viertelmeile weit her, damit durch ein Druckwerk das Wasser auf den Berg getrieben, und als Brunnen in alle Häuser der Domherrn vertheilt wurde. Noch steht der Thurm, in welchem die Wasserkunst angelegt war; aber auch hier ist die Kunst selbst, da sie doch dem gemeinen Nutzen diente, in Verfall gerathen, weil das Kapitel die Unterhaltungskosten scheue-

te. Jener Baumeister hieß Nikolaus Kopernikus — ein Name, den die Leser gewiß kennen werden. Reisende ersteigen den Kapitelsberg, um das Haus zu sehen, in welchem jener große Mann wohnte. Er war es, der zuerst die wahre Bewegungen der Himmelskörper lehrte, den Lauf der Erde um die Sonne zeigte, und das Sonnensystem ordnete, dessen Wahrheit allgemein anerkannt worden ist. Nach seinem Urheber wird es das kopernikanische genannt. Er starb im Jahre 1543, entweder 70 oder 71 Jahr alt, nachdem er kurz zuvor sein berühmtes Werk *), in welchem er vieltausendjährige Irrthümer den Menschen aufdeckte, und die wahren Gesetze der Natur darstellte, von Nürnberg dem Druckorte, erhalten hatte. Glücklich war Kopernikus, daß er kurz nach dem Erscheinen seines Werkes starb. Hätte er länger gelebt, er hätte die Wahrheit widerrufen müssen, wie sein Nachfolger, der berühmte Galiläi, zuletzt Lehrer der Mathematik zu Padua. († 1641 im 77sten Jahre.) Dieser suchte die Wahrheit

*) De revolutionibus orbium coelestium Libri VI in Fol. Norimbergae 1543.

des kopernikanischen Systems in das hellste Licht zu setzen; aber die Pfaffen schrien über Gefahr, welche der Bibel drohete, weil darin der Sonne ein Lauf um die Erde beigelegt wird; Galiläi wurde als Irrlehrer zu Rom verhaftet, und zum Kerker verurtheilt, aus welchem er sich nur durch feierlichen, ihm so schmerzhaften Widerruf retten konnte. Da das Wohl der Menschheit von dieser Wahrheit nicht abhing: so war es Pflicht für Galiläi sein Leben zu erhalten. Sein Widerruf war kein Abfall von der Wahrheit; nur eine Nothlüge unter Räuberhänden; Pfaffen Dummheit und Bosheit machte er berüchtigter, indem er gleichsam bekennen musste: obgleich es den Erfahrungen der sorgfältigsten Beobachter widerspricht, und dem Verständigen unwahr scheint, daß jene große Sonne, welche die Erde bescheint, daß jene über hundert Millionen Meilen entfernten Wandelsterne, daß die unzähligen Sonnen des Weltalls und die Milchstraßen in unermesslicher Entfernung mit undenkbarer Hast täglich um die kleine, stillstehende Erde kreisen und rollen: so soll ich doch behaupten, daß dieses alles nicht wahr sei, weil in

dem jüdischen Geschichtbuche von Josua, dessen Verfasser weder richtige Begriffe von Gott, noch von der Natur hatte, geschrieben stehet:*) „Josua sprach: Sonne stehe still zu Gibeon, und Mond im Thal „Ajalon. Da stund die Sonne und der Mond „still, bis daß sich das Volk an seinen Feinden „rächte."

Am Abende kamen wir nach
Braunsberg,

in die ehemalige Hauptstadt des Bisthums Ermeland, dessen Bischof jetzt zu Heilsberg seinen Sitz hat. Es war zu dunkel, als daß ich ein deutliches Bild von Straßen und Häusern hätte in meiner Einbildung aufbewahren können. Wir wohnten in einem Gasthofe, in dessen Nähe der Passarge ein durchdringendes Geräusch machte. Dieser Fluß durchschlingt im raschen, nördlichen Laufe eine Strecke von 15 Meilen ehe er eine Stunde von Braunsberg in das frische Haff fällt. Seine hohen Ufer waren in der Folge eine Schutzwehr der französischen Armee, die lange Zeit längs dem

*) Jos. Kap. 9. v. 12.

Flusse stand, sich zu kommenden Schlachten vorbereitete, und in dem diesseitigen Theile von Braunsberg sich besonders festgesetzt hatte. Den jenseitigen Theil hielten die Preußen so lange als möglich besetzt, und die schwarzen Husaren legten hier vielfache Beweise ihrer alten Tapferkeit ab. Unglücklich wurden die Bewohner der Stadt.

Die Braunsberger betrieben in frühern Zeiten starken Handel, jetzt war er auf Garn und Leinwand eingeschränkt, doch immer noch so bedeutend, daß er Reichthum erwarb. Der Kaufmann Österreich galt für den reichsten Kaufmann in Preußen. Seinen Namen hatte ich schon in Berlin mit Achtung nennen hören: denn er hatte Vaterlandsliebe durch Darbietung großer Summen zu Kriegsbedürfnissen und Unterstützung der Krieger bewiesen.

Der Folge wegen muss ich anmerken, daß ich im Gasthofe eine kleine, niedliche Schere von echt englicher Arbeit liegen ließ.

Am folgenden Morgen fuhren wir vor Tagesanbruche ab. Bald erreichten wir das

Städtchen

Heiligenbeil,
welches gegen viertehalbhundert Häuser hat. Der Postknecht erinnerte, die Reisenden pflegten hier gewöhnlich anzuhalten, um das vortreffliche Bier zu kosten, welches die Heiligenbeiler so gut braueten, wie das englische Schmalbier. Ich erlaubte ihm, für mein Geld zu kosten, und behielt mir nur den ersten Trunk vor. Das Bier war wirklich vortrefflich. Die Versendung desselben bringt den Einwohnern viel Nahrung. Ackerbau ist die andere Nahrungsquelle. Einige Drechsler drehen hier Schachspielfiguren aus Wachholderholze, und haben den Namen Heiligenbeil dadurch in den Handel gebracht.

In frühesten Zeiten war dieser Ort durch eine heilige Eiche berühmt. Unter diesem riesenhaften Baum verehrten die alten Preußen den Gott Curcho, den Nahrunggeber. Ein ausgespanntes Ziegenfell, an hoher Stange befestigt, und mit Kränzen von Getreide und Kräutern vielfach umwunden, war das Bild, oder vielmehr Sinnbild dieses Gottes. Am Feste der Wintersat tanzte das Volk um die aufgerichtete Stange; der Priester opferte

Milch, Honig, die Erstlinge der Feldfrüchte, und Kopf und Schwanz eines Störs. Dann wurde die Stange zerbrochen, die Kräuter aus den Kränzen wurden als Heiligthum unter das Volk vertheilt; das Ziegenfell breitete der Priester über den Opferstein, setzte sich auf denselben, und hielt eine Rede ans Volk. Das Fell blieb sein Eigenthum. Von dieser Eiche und dem Namen Heiligenbeil hat sich folgende Sage erhalten, die jedoch nicht in den ältesten Schriftstellern, sondern in spätern gefunden wird. Als Anshelm von Meißen, erster ermeländischer Bischof, — (der anfänglich in Braunsberg seinen Sitz hatte, nach Abbrennung dieser Stadt durch die Preußen aber nach Elbing sich wandte, und 1262 starb) — das Volk durch Predigten vergeblich abgemahnt hatte, den Curcho zu verehren, sendete er Männer nach Swente Mesce oder dem heiligen Orte, um die ungeheuere Eiche nieder zu hauen. Als aber das erste Beil gegen den Stamm der Eiche geschwungen wurde, glitt es ab, und fuhr in den Fuß des Fällenden, so daß dieser zur Erde stürzte. Freude verbreitete sich über die Heiden, welche dieses

Ereigniſſ als Wunder ihres Gottes prieſen; Furcht kam über die Chriſten, und keiner wagte wieder eine Axt gegen den Baum zu ſchwingen. Anshelm hörte die Nachricht davon mit Betrübniſſ; ſein Herz entbrannte in göttlichem Eifer, er begab ſich ſelbſt zu der Eiche, ergriff das nemliche Beil, welches jenen Mann verwundet hatte, hieb ein großes Loch in den Stamm, und ließ den Baum darauf verbrennen. Das Beil ſoll als heiliges Geräth in einer Kapelle aufbewahret worden ſein, und der Stadt den Namen gegeben haben, ſo wie in das Stadtwappen zwei kreuzweiß über einander gelegte Beile aufgenommen ſind. Unwahrſcheinlich iſt die Begebenheit nicht; und Namen nnd Wappen der Stadt müſſen doch eine Urſache haben.

Der Weg von Heiligenbeil führte uns durch Kieferwälder auf ſchlechten, ausgefahrnen Wegen dem friſchen Haffe zu, an deſſen Ufer die Straße ſich öfter hinzieht. Die Poſtknechte fahren gewöhnlich im Waſſer dahin: denn der Grund vertiefet ſich nur allmählig und der Boden iſt im Waſſer feſter als am Ufer. Das Haff iſt eigentlich ein Buſen der

Ostsee, welchen eine 15 Meilen lange Erdzunge von der offenbaren See getrennt hat. Das Meer hat diesen Wall selbst aufgeworfen. Diese Erdzunge, frische Nahrung genannt, hat geringe Breite, und wird immer schmäler, je näher sie Pillau kommt, so daß die Wellen des Meeres bei heftigen Stürmen oft über sie wegschlagen. Bei Pillau hat das Meer vor dreihundert Jahren die Nehrung durchbrochen und eine Öffnung gebildet, welche kaum eine Viertelmeile Breite und 12 Fuß Tiefe hat. Sie heißt das Gatt, (niederdeutsch statt Loch) und dient jetzt allein zum Ausströmen des Haffwassers und zur Durchfahrt der kleinern Haffschiffe: denn drei frühere Öffnungen in der Nehrung sind versandet, und durch das Spiel des Windes mit Flugsande völlig dem Boden gleich gemacht worden. Die Nehrung ist ein unfruchtbarer, hier und da mit Nadelholz bewachsener Erdstrich, den Wind und Wellen oft in einer Nacht anders gestalten; Vertiefungen und Sandhügel sind die Wirkungen jener ankämpfenden Kräfte. Doch selbst auf diesen Sanddamme, auf dem sich der Seehund sonnt, hat Hoffnung des Erwerbes die Men-

schen getrieben; man findet hier einige Stranddörfer, bewohnt von armen Fischern, deren Nahrung in Haferbrot und Fischen bestehet.

Die Breite des Haffs ist verschieden, bisweilen beträgt sie nur eine, bisweilen drei Meilen. Da hier das Sammelbecken jener großen Wassermenge ist, welche die alte Weichsel und Nogat, der Elbing, Passarge und Pregel zuströmen, und eine Menge anderer Gewässer sich hier vereinigen: so ist die, durch die Meerenge eintretende Ostsee nicht vermögend, dem Wasser im Haffe den Salzgeschmack mitzutheilen. Nur wenn durch Nordstürme die Wellen gewaltsam eindringen, verbreitet sich etwas Salz in den nächsten Räumen. Der Fischfang ist bedeutend, besonders ist der Fang des Störes wichtig. Dieser große, mit 5 Reihen knorpliger Buckel besetzte Seefisch gehet im Frühjahre in zahlreichen Zügen in das süße Wasser, um in demselben seine Eier abzulegen. Auf königliche Rechnung wird dann der Fang im Haff vom Frühjahre bis zu Johannis, und von dieser Zeit in der See bis zum Spätherbste betrieben. In guten Jahren werden über 600 Stück in großen Netzen gefangen. Die

größten Fische messen nur bis 12 Fuß Länge, und 3½ Fuß Dicke, obgleich Störe von 20 Fuß in der Wolga gefunden werden. In einem königlichen Gebäude bei Altpillau, welches die Störbude heißt, wird der Fang aufgebracht. Die Eier des Fisches, welche nicht größer als Hanfkörner, verschiedenfarbig, gewöhnlich bläulich sind, werden eingesalzen und in Fässchen verpackt, in welchen sie unter dem Namen Caviar in den Handel kommen, und als Leckerbissen gesucht werden. Das Fleisch wird entweder frisch verkauft, oder gesotten und zubereitet zur Versendung verpackt.

Wir erreichten die letzte Station vor Königsberg, den Marktflecken

Brandenburg.

Der Margraf Otto von Brandenburg, welcher dem deutschen Ritterorden bei Eroberung Preußens beistand, erbauete hier 1266 ein festes Schloss, welches zwar von den Preußen zerstöret, aber bald wieder hergestellt wurde. Jetzt bezeichnen Trümmer die Umfangslinien, und ein noch stehender Theil mit gewölbten Zimmern ist zu Amtsgebäuden eingerichtet worden. Die Einwohner des kleinen Marktfleckens näh-

ren sich von der Fischerei. Hier ergießt sich der Fluss Frisching in das Haff, und dieses soll daher den Namen frisches Haff, eigentlich Frischingshaff bekommen haben.

Schon fing es an dunkel zu werden, als wir vor

Königsberg

ankamen. Der Weg führte auf einer langen Anhöhe hin, deren Ufer sich gleich links in eine mit Häuserreihen bebauete Niederung hinabließ. Das ist die über 2000 Schritt lange Vorstadt, der Nasse Garten genannt. Wir fuhren endlich in die mit leichten Festungswerken umgebene Stadt ein. Ungefähr noch 500 Schritt wurde in der vorigen Richtung, östlich, in einer breiten Straße gefahren. Gleich links am Thore war ein Beerdigungsplatz, rechts standen weitläuftige Artilleriegebäude. Diese Straße heißt der Haberberg. Der Wagen bog links ein, fuhr durch eine über 1000 Schritt lange, und sehr breite Straße, welche die hinterste und vorderste Vorstadt heißt, bis zu einer Brücke über einen Arm des Pregels. Wir befanden uns jetzt auf einer Insel, die aber nicht, wie Danzig, mit Speichern,

sondern mit hohen Wohnhäusern in regelmäßigen Straßen bebauet ist. Dieser Stadttheil heißt Kneiphof. Es wurden hier rechts nach Osten durch eine enge Querstraße, und dann wieder nördlich durch eine Hauptstraße, welche Beischläge sehr verengten, langsam, der Gehenden und Ausweichenden wegen gefahren. Eine Brücke führte von der Insel hinüber in die Altstadt. Die darauf nördlich sich hinziehende Straße erhob sich bald auf eine Anhöhe, und wir gelangten auf einen freien Platz, auf dem links das Schloß lag. Wir fuhren in eine Straße, die sich westlich um das Schloss biegt, und wurden zu einem Hause gefahren, von welchem man uns abwies. Der Postknecht hatte durch den Namen des Besitzers sich irre führen lassen. Er wurde unwillig, daß er fast eben so weit, wie vorher uns noch fahren müsste. Wir kehrten wieder zum Schlosse zurück, fuhren dann nordöstlich durch eine gerade, mit großen Häusern bebauete Straße, mussten dann in einem Bogen rechts an der Abdachung einer Anhöhe hinfahren, und gelangten auf den Roßgartenschen Markt. Östlich fuhren wir über diesen in eine

Straße, welche sich anfangs schmal, weiterhin sehr breit, 1400 Schritt lang, in gerader Linie bis zum Thore zieht, und einen besondern Stadttheil unter dem Namen Neue Sorge ausmacht. Kaum 100 Schritt vom Markte wurden wir zu dem wohlgebaueten Hause des Herrn Grafen von der Schulenburg gebracht, wo wir eine schöne, bequeme und geräumige Wohnung fanden. Ich habe den Weg so ausführlich beschrieben, um den Lesern einen Begriff von der Ausdehnung Königsbergs zu geben, welches, wie die Leser bemerkt haben werden, in verschiedene Städte wieder eingetheilt ist, von denen die Bedeutendsten Theile ehedem ihre besondern Obrigkeiten und Rathhäuser hatten. Man stelle sich die Stadt als ein unregelmäßiges Sechseck vor, in dessen Mitte die Insel Kneiphof liegt. Von Osten strömt der Pregel in zwei Armen ein, und bildet einen Ausschnitt des Sechsecks bis zum Kneiphof, wo er sich vereiniget, den Kneiphof umströmt, und dann westlich den Lauf durch die Stadt nimmt. Noch eine Meile fließt er in westlicher, ziemlich gerader Richtung fort, bis er bei dem Dorfe Holstein in das Haff

fällt. Der rechte einströmende Arm heisst der neue, der linke der alte Pregel. Der dreieckige Ausschnitt, welchen beide Arme bilden, ist nur am Ufer des alten Pregels bebauet; eine einzige Straße läuft am Ufer hin; abwechselnd ist sie erst auf der rechten, dann auf der linken Seite mit Häusern eingeschlossen, hinter welchen Wiesen und Garten liegen. Eine lange Reihe Kaufmannsspeicher schneidet gleich anfangs einen großen Platz nach dem Pregel hin ab, welcher der Ochsenmarkt genannt wird. Von dem rechten Ufer des neuen Pregels an läuft ein Wall um die Stadt, bis wieder zum linken Ufer des alten Pregels. Beim westlichen Ausflusse des Pregels ist er durch die kleine Feste Friedrichsburg unterbrochen, welche im Viereck am linken Ufer des Stromes angelegt, und mit wenig Häusern bebauet ist. Sie dient blos zur Aufbewahrung der Gefangenen, hat zwei Stockhäuser, zwei Zeughäuser, Wohnungen für den Kommandanten und die übrigen Diener, eine Kirche und Predigerwohnungen.

Die innere Länge des Walles beträgt 1 3/4 deutsche Meile; in jenem Ausschnitte des Sechs-

ecks ist er nicht fortgeführt; die beiden Arme des Pregels schließen dafür die Stadt. Die drei Brücken, welche hier über den Strom führen, sind als Eingänge mit Wachen besetzt.

Der Pregel hat gleichsam einen Thalweg durch die Stadt; in weniger Entfereung von ihm erhebt sich der Boden, und zwar höher nach Norden, als nach Süden, und in der Mitte der Stadt rückt die nördliche Höhe nahe an das Ufer mit jäher Verflächung; daher das Schiefe und Abhängige von viel Straßen. Auf der Höhe im Norden liegt dicht vor der Stadt, 60 Fuß höher als der Pregel, der große Oberteich, dessen Abfluss durch die Stadt als Katzbach sich schlängelt, und Mühlen treibt. Im Innern der Stadt ziehet sich vom Oberteiche bis an die Abdachung des Pregelufers der Schloßteich gegen 2000 Schritt lang von Norden nach Süden, und theilt die nördliche Hälfte der Stadt in zwei ziemlich gleiche Theile. Über ihn führt eine lange schmale, nur füe Fußgänger eingerichtete Brücke, von welcher man eine reizende Aussicht genießt: denn der Teich ist rings von Garten umgeben, welche hinter den Häusern der angrenzenden

Straßen sich mit mannichfaltiger Verzierung bis an das Ufer erstrecken, und an diesem häufig mit Lusthäusern oder Balkonen bebauet sind.

Noch näher dem Pregel, da wo sich die Höhe etwas jähe in den Thalweg des Flusses hinabläßt, stehet noch auf dem Berge das alte Schloß. Vormals war hier ein Eichenwald. Ottokar, König von Böhmen, half 1254 dem deutschen Orden das Land erobern, und gründete auf der Anhöhe an dem Pregel eine Burg, welche von einer Wand aus eichenen Planken umgeben, Wohnungen für Ritter und Krieger, für einen Bischof und einige Domherren, Vorrathshäuser für die Besatzung und eine Kirche enthielt. Im Jahre 1256 entstand in der Nähe der Burg eine kleine Stadt, welche zu Ehren Ottokars Königsberg genannt wurde. Schon im folgenden Jahre wurde ein Theil des jetzigen Schlosses neben dem hölzernen aus Steinen erbauet. In der Folge wurde es zu verschiedenen Zeiten, und zuletzt noch im Jahr 1705 erweitert. Es ist zwar groß, aber nicht ausgezeichnet durch Schönheit der Bauart, theils geschwärzt von der Witterung seit so viel Jahr-

hunderten, theils jüngeres Alter anzeigend; durch den abweichenden Bau zu verschiedenen Zeiten gar nicht in Übereinstimmung gebracht, durch Ungleichheit der Theile überal störend, durchaus keinen Haupteindruck zulassend. Der innere, von allen vier Seiten mit Gebäuden geschlossene Hof bildet ein längliches Viereck 136 Schritt lang und 75 breit, ist aber durch Anwürfe anf den Gebäuden, Abschläge, Schuppen, Mist- und Schutthaufen verunstaltet. Ein hoher Thurm an der Ecke der Mittags- und Abendseite, au den 284 Stufen führen, gewährt eine herrliche Aussicht über ganz Königsberg und die umliegende Gegend bis Pillau.

In der Mitte der Stadt sind die Häuser sehr zusammengedrängt; daher sind sie mehr in die Höhe, als in die Breite gebauet; die Breite ist bisweilen so gering, daß nur ein Fenster Raum haben konnte. Die Giebel der Häuser sind vorgekehrt, und oft mit schweren Verzierungen überladen; die Vortreppen, Beischläge, oder wie man in Königsberg spricht, Vorstübchen, beengen die Straßen so, daß zwei Wagen oft einander nicht ausweichen können, und die Fußgänger in Gefahr kommen. In

den äußern Stadttheilen stehen die Häuser oft weit aus einander, Garten Felder, Wiesen sind zwischen ihnen; manche Querstraße bestehet aus den Breterzäumen der Garten, und in einigen findet man nur hier und da eine niedrige Hütte. Die Gebäude sind hier neuer oft groß und geschmackvoll, doch die Mehrzahl erhebt sich nicht über das gewöhnliche, sinkt in manchen Straßen zu den niedrigsten, schmutzigsten Hütten hinab.

Die Straßen sind durchgängig schlecht gepflastert, und so kothig, daß man im Herbste und im milden Winter nicht anders, als mit Überschuhen gehen kann. Oft entstehet hier und da, aus Mangel gehörigen Abfalls, eine Stockung des Wassers in den Rinnsteinen, und überschwemmt einen Theil der Straße; die Dachrinnen, welche weit vorligen, vermehren bei Regen und Thauwetter das Übel. In einigen mittlern Stadttheilen, besonders im Löbenicht, sind die Straßen eng, winklig, bergan gehend sich krümmend, oder nach einer Seite abschüssig; ein Platz auf der Burgfreiheit heißt der schiefe Berg, weil die Straße im Bogen auf der Abdachung des Berges

hinläuft, mithin nach der einen Häuserreihe abhängig ist. Die sogenannte hinterste und vorderste Vorstadt hat eine breite Hauptstraße, welche durch wohlgebaute Häuser sich auszeichnet; in der Neuen Sorge stehen viel große und mitunter schöne Häuser, aber auch viel elende Hütten, besonders nach dem Thore zu. Die großen, an den Häusern der äußern Stadttheile befindlichen Garten, welche oft im besten Geschmacke angelegt, oft von schön gruppirten Waldbäumen zu anmuthigen Schattenplätzen bestimmt sind, die dazwischen liegenden üppigen Wiesen und Felder tragen in das Bild der Stadt ländliche Reize und Lebhaftigkeit; auf der andern Seide findet man hier die reizenden Ansichten großer Handelsstädte. Menschen aus so verschiedenen Ländern, in mancherlei Trachten, mischen sich vom Morgen bis zum Abend geschäftsvoll in verschiedenen Richtungen unter einander. An den Ufern des Pregels findet der Schaulustige das lebhafteste Gewühl der Menschen; ihr Drängen, und Treiben, und Schaffen und Rufen erweckt die freudige Theilnahme an dem menschlichen Streben, durch die höchste Anstrengung sich Be-

quemlichkeit zu erringen; der Strom, mit Schiffen von allerlei Bauart bedeckt, welche theils beladen, theils ihrer Waren entledigt werden; der Jubel, mit welchem das ankommende Schiff empfangen wird, die herzlichen Wünsche, welche dem abgehenden folgen, die Vermischung verschiedener Sprachen, der mannichfaltigste Ausdruck der Empfindungen unterhalten den Zuschauer; Tage lang kann er das Schauspiel mit ansehen, ohne Überdruss zu empfinden.

Damals war es zwar Winter, aber die Schiffahrt blieb offen, weil bei dem geringen Grade der Kälte kein Eis auf lange Zeit sich im Wasser ansetzte; der Schiffer wagte sich in die, zur Zeit des Winters gefährlich tobende Ostsee, weil alle Handelswege und die ganze Verbindung mit dem nördlichen Deutschlande durch den Feind zu Lande abgeschnitten waren. Doch lagen viel Schiffe der Ausländer sowohl, als der Einheimischen an den mit Pfahlwerk eingefassten Ufern des 260 bis 270 Fuß breiten Pregels, und enthielten die kleine Haushaltung der Schiffsmannschaft.

Königsberg hatte über fünfthalbtausend Wohnhäuser, über sechshundert Speicher, ohne die öffentlichen Gebäude; und 60,000 Menschen waren die gewöhnlichen Bewohner, ohne die Kriegsmannschaft. Aber damals war die Stadt noch übervölkert: die königliche Familie, deren höchste Anverwandten, der Hofstat, die Statsbeamten, die von der zerstreuten Armee sich sammelnden Offizier und Gemeinen, die von Berlin in der Überraschung hierher Geflüchteten, und das große Gefolge dienender Leute vermehrten die Anzahl der Bewohner so, daß man Mangel an Handelswaren und Lebensmitteln, oder mindestens deren übertriebene Theurung befürchtete. Auch hatte ein großer Theil desjenigen Landadels, der in andern Städten, als: Elbing, Danzig, Marienwerder ꝛc. ꝛc. den Winter gewöhnlich zubrachte, seine Zuflucht nach Königsberg genommen.

Einige Handelsgegenstände fingen auch wirklich an zu fehlen; feines Tuch, Leinwand, Eisenfabrikwaren mussten zu übertriebenen Preisen bezahlt werden; feinen Tabak erhielt man noch über Kopenhagen zu Schiffe; die Herings-

niederlagen waren indeſſ voll, und durch den unterbrochenen Handel nach Pohlen, und in das Innere des Landes nicht geleert worden; die Vorräthe an Wein ſchienen unerſchöpflich, und die Preiſe erhielten ſich, wie gewöhnlich; das Brot, welches an keinem Orte ſchlechter, als in Königsberg gebacken wird, ſtieg im Preiſe. Zitronen und Apfelſinen kamen noch zu Schiffe in Menge an. Die Apfelſinen, welche in Königsberg gewöhnlich Pomeranzen genannt werden, geben einen bedeutenden Gewinn den Soldatenweibern und andern ſolchen Kleinhändlerinnen. Dieſe durchſtreichen die Straßen mit Körbchen voll dieſer Früchte, dringen in die Häuſer, und ſuchen Abnahme entweder zu erquälen, oder durch mancherlei Künſte zu erſchleichen. Zu andern Zeiten tragen ſie Fäſſchen mit Kaviar, oder auch Obſt umher. Eine noch niedrigere Klaſſe der Weiber rufet mit ſonderbarem Geſchrei friſche Neunaugen aus, welche, nur geröſtet, in offenen Körben über einander liegend, umhergetragen werden.

Königsberg hat vierfache Quellen des Glanzes und der Wohlhabenheit. Der ausge-

dehnte Handel bringt Reichthum, und Reichthum giebt Ansehen. Die Kaufleute würden vor den übrigen vorragen, und ihr Einfluss auf die Stadt würde herrschend sein, wenn nicht andere Umstände ihnen in etwas das Gegengewicht hielten. Denn der benachbarte Adel, reich durch ausgedehnte Besitzungen, hält sich den Winder hindurch in Königsberg auf, macht durch Aufwand einen großen Theil der Bewohner von sich abhängig, und den Vorzug der Geburt durch Reichthum geltend. Königsberg ist aber auch Hauptstadt, und die hohen Statsbeamten setzen in die Schale der Ausgleichung das volle Gewicht ihrer Würde, wenn Reichthum und Erbadel das Uebergewicht gewinnen wollten. Auch eine Universitätsstadt ist Königsberg. Die Universität, wie überall wenig des Irdischen erwerbend, stehet doch als drohender, höherer Geist da, wenn der Handelsgeist sich dünkt, er sei die Seele der Welt, und Adelstolz wähnt, er sei das Salz der Erde — und zeigt ihnen einen Ruhm und eine Unsterblichkeit des Namens, die kein Gold erringen, keine hohe Geburt begründen kann. Diese heilsame Mischung der Stände in Königsberg

bewirkt einen guten gesellschaftlichen Ton unter den Gebildeten. Der Fremde vermisst anfangs das gastfreundliche Berlin, wo er so treuherzig und wohl aufgenommen wird, wo ihm die Häuser und Herzen offen stehen. Er sieht sich in Königsberg so abgesondert von der Gesellschaft, die ihn kalt behandelt, es kommt ihm vor, als wolle man erst auskundschaften, wie viel Geld er in der Tasche hätte, ehe er von den reichen und stolzen Menschen freundlich begrüßt werden könnte. Ohne Empfehlung hält es ihm schwer, in Familienkreisen aufgenommen zu werden. Ist ihm aber dieses einmal geglückt; so ist er auch wohl aufgehoben und findet alle Annehmlichkeiten des geselligen Lebens.

Die Bürgerklasse zeigt ein anständiges Betragen, besitzt Stolz, weil Verdienst nie fehlt, und die Arbeit gut bezahlt wird. Doch fehlt es an geschickten Handwerkern. Eine achtmonatliche Erfahrung hat mir gelehrt, wie selten man jemand findet, der das nachzuahmen versteht, was in andern Gegenden verfertigt worden ist, oder der nach einer neuen Angabe etwas gut ausführen könnte. Den Arbeiten

fehlte gewöhnlich Geschick und Geschmack, wenn sie auch Dauerhaftigkeit hatten, dabei waren die Preise der Arbeit ungeheuer.

Der gemeine Mann ist meistentheils sehr roh, die Unsittlichkeit und Schamlosigkeit hat da keine Grenzen. Die Sprache dieser Menschen ist ein Art Plattdeutsch, welches mit einigen altpreußischen, litthauischen und holländischen Wörtern vermischt ist, und besonders viel obersächsische Provinzialismen aufgenommen hat. Diejenigen, welche nicht platt sprechen, selbst die gebildeten, zeichnen sich als Königsberger in der Aussprache des ei aus; sie lassen zuerst das e, dann das i hören, so daß gleichsam zwei Sylben entstehen, z. B. Fle — isch ne — in, ke — in; in manchen Wörtern tönt bei ihnen e wie ä, z. B. Härr, gästern ꝛc. ꝛc.

Da unser Aufenthalt in Königsberg von Dauer sein sollte, erhielt ich den Befehl die nöthigen häuslichen Einrichtungen zu treffen. Ich hatte zuerst für die Speisung der fürstlichen Kinder und der weiblichen Bedienung zu sorgen. Aus einem nahen sehr empfohlnen Gasthause ließ ich die Speisen bringen. Aber welche

Speisen! So schlecht gekocht, daß sie nur dem Ausgehungerten schmecken konnten, und so theuer, daß man erschrecken musste. Besonders missfiel das Fleisch der Gänse und Enten, welches wie Fischthran schmeckte: denn in den Dörfern am Strande werden alle Hausthiere die Fische fressen mögen, mit Fischen gemästet. Durch Berechnung der rohen Lebensmittel und Warenpreise fand ich bald, daß ich eine eigene Haushaltung mit großen Nutzen einrichten könnte, und wurde durch die Güte des Herrn Grafen von der Schulenburg in den Stand gesetzt, meinen Plan auszuführen. Bei dieser Gelegenheit lernte ich beim Einkauf der Landeserzeugnisse die Landleute auch näher kennen. Ich fand einen ehrlichen Schlag Menschen, aber bei ihnen eine Dummheit, die Erstaunen erweckte. Das waren Folgen der Leibeigenschaft. Die Herrschaften hielten oft gern ihre Bauern von aller menschlichen Bildung ab, damit sie desto willigere Frohnthiere wären.

Am 20sten November erhielt ich von meiner hohen Gebieterinn den Auftrag, als Kourier nach Danzig zu reisen, um ihrem Gemahle, der in Danzig mit einem geretteten Theile der

braven Husaren von Bila angekommen war, einige höchst nothwendige Bedürfnisse zu überbringen. Nachmittags um 4 Uhr fuhr ich fort. Die Wege waren furchtbar schlecht geworden; denn der Herbst schied mit Regengüssen, und das schwere Geschütz hatte den aufgeweichten Boden durchwühlt, und tiefe Gleise gerissen. Auf diesen Wegen sahe ich große Züge junger Bauern vorwärts ringen. Sie wurden von Dorfschulzen angeführt; ihr Ziel war Königsberg. Zur Bildung einer neuen Kriegsmacht waren sie ausgehoben. Diese jungen Leute wurden in der Folge bald eingeübt nnd vor den Feind geführt, vor dem sie mit Ruhme standen. Der Ostpreuße ist ein muthiger Soldat, hat ansehnlichen Körperwuchs, viel Kräfte und große Ergebenhelt gegen seinen Herrn. Auch sahe ich öfter auf dem langen Wege, den ich fuhr, Haufen gedienter Soldaten, welche sich aus französischer Gefangenschaft befreit, und nach Preußen durchgeschlichen hatteen. Als ich nach Brandenburg kam, war es schon Nacht. Der Postmeister empfahl mir, ja nicht im Wagen zu schlafen: denn die Wege wären theils zu schlecht, als daß man sicher vor dem Um-

werfen sein könnte, theils durchstrichen Räuber die Wälder: manche aus der Gefangenschaft zurückkehrende Soldaten fänden es bequemer, bei Reisenden Beute zu machen, als bei dem Feinde. Angenehme Aussichten auf diese Reise! und es traf ein, was der Postmeister gesagt hatte. Auf dem ersten 3 Meilen langen Wege bis Hoppenbruch wurde ich aus einem Wasserloche in das andere geworfen; ich konnte kaum fünf Minuten lang fest sitzen bleiben; die Nacht war stockfinster, der Postknecht musste mitten in der Straße bleiben.

Aber die Räuber? Nicht wahr, Leser, wenn ich eine Räubergeschichte erzählte, das wäre unterhaltend? der Postknecht unterhielt mich mit einer Menge Räubergeschichten, und wollte den Tag vorher selbst angefallen werden sein. Ich musste es glauben. Gegen Mitternacht sahen wir in der Dunkelheit eine große Gestalt sich an der Straße bewegen. Bald hörten wir einen besondern Pfiff, und nun war es wohl so ziemlich gewiss, daß die Räuber mit uns ihr Wesen treiben wollten. Der Postknecht sprach ganz laut, ich möchte ihm doch auch eine von meinen Pistolen geben. Da

hörten wie eine männliche Stimme: he da! rufen. Was da? rief der Postknecht. Die Gestalt schwieg, und ging vorüber. — So ließen sich im Walde noch mehr Menschen an der Straße sehen; aber alle gingen friedlich vorüber. Unangenehm war die Fahrt freilich. Ich hatte nicht eine Art der Waffen bei mir, und hätte Räubern ganz still halten müssen.

Schon war ich 12 Meilen von Känigsberg entfernt, als ich bei Anbruche des Tages in der Station Trunst oder Truntz anlangte. Dieses Truntz ist ein großes Dorf; vorn am Wege liegt das Haus des Schulzen, welcher zugleich Gastwirth und Postmeister ist. Obgleich ländlich gebaut, hat das Haus die Vorzüge, daß man in dasselbe fahren, und unter der allgemeinen Bedachung seinen Wagen stehen lassen kann; eine Bauart, die man in Preußen und Pohlen häufig findet. In der Stube hatten viel Reisende, welche sich so eben zum Abgehen anschickten, übernachtet; der Qualm war unausstehlich; aber mich Durchfrornen hielt das Kaminfeuer in der Stube fest, und die Hitze des Feuers, welche die Luft vor mir

etwas ausdehnte, verschaffte meinem Athmen etwas Erleichterung.

Hier erfuhr ich, daß man an der Weichsel die Franzosen schon erwartete, und daß die Fähren versenkt werden würden. Ich eilte, um fortzukommen, damit ich noch über die Weichsel gesetzt werden könnte. Unterwegens begegneten mir wieder mehrere Rekrutenzüge. In einem Dorfe, durch welches die Pferde, ungewissen Schrittes, hin und her wankten, kamen Invaliden mit Sack und Pack zerstreut daher gezogen, die alten, greisen Männer erregten mein innigstes Mitleiden. Ihre langen, vom Alter gekrümmten, hagern Körper schwankten mühsam durch den Morast des Dorfes, und doch mußten sie noch Patrontasche, Tornister und Gewehr tragen. Aber jeder dieser Greise ging an einem Stecke.

Schon konnte ich von der Höhe Elbing vor mir sehen, als eine Abtheilung verschiedener Reiterei den Weg daherkam; ihr folgte eine Menge Wagen mit Bagage und Kriegern. Ein Wagen, auf dem vier eingepelzte Männer sa-

ßen, fiel mir auf; erst im Nachsehen erkannte ich unter den Reisenden den Obristen von Schauroth. Dieser würdige Greis war vom Bataillon Bila Husaren, hatte gleich beim ersten Gefecht mit den Franzosen bei Schleiz zwei Kopfwunden und einen Hieb in den Arm bekommen, und war der erste verwundete Offizier, der in Berlin von der Armee ankam. Ich ließ sogleich anhalten, und erkundigte mich nach dem Prinzen zu Solms-Braunfels. Der Oberst bedauerte, daß ich zu spät käme; der Prinz wäre schon von Danzig abgegangen, und zöge mit dem Reste des Bataillones über die frische Nerung nach Königsberg. Ihm dahin nach zueilen, würde mir unmöglich sein, da die Fähren auf der Weichsel schon alle versenkt wären. — Das beste war auf der Stelle umzukehren. Über 13 Meilen war ich schon gefahren, hatte alle Beschwerlichkeiten eines schrecklichen Weges und einer sehr unfreundlichen Nacht ausgestanden, und musste nun ohne Erreichung meines Zieles umkehren. Es that mir im Herzen wehe, ich hatte mich gefreuet, den Prinzen wieder zu sehen, und ihm manches angenehme überbringen zu sollen.

Jetzt bat ich den biedern Obersten seinen Leiterwagen zu verlassen, und in meiner bequemen Halbchaise den Weg zu verfolgen. Gegen Abend kamen wir in Braunsberg an. Ein ordentliches Mahl zu genießen, fand ich doch für nöthig; ich kehrte mit dem Obersten in dem Gasthofe ein, in dem ich schon vor einigen Wochen übernachtet hatte. Der Wirth erkannte mich, und brachte mir jenes hier liegen gebliebenes Scherchen, welches sein Dienstmädchen beim Reinigen des Zimmers gefunden hatte. Er versicherte, daß er dasselbe schon einem Feldjäger hätte mitgeben wollen. Dieser aber hätte gefürchtet, mich bei seiner beschränkten Zeit nicht auffsuchen zu können. Um 11 Uhr des Nachts fuhr ich wieder fort, um so bald als möglich zu meinem Zöglinge zurückzukehren, und die Nachricht von der bevorstehenden Ankunft des Prinzen der tiefverehrten Gemahlinn desselben zu überbringen. Ein par scharfgeladene Pistolen, welche mir der Oberst von Schauroth mitgab, wurden troſtreiche Gefährten auf dem Wege durch die Nacht und die Wälder. Am folgenden Morgen um 10 Uhr traf ich in Königsberg ein, eine Reise

bedauernd, die eine so unnütze Fahrt gewesen war. Nach einigen Tagen kam der Prinz zu Solms-Braunfels wohlbehalten an.

Die Stadt wurde jetzt immer lebhafter. Es sammelten sich viel zersprengte Offizier und gemeine Soldaten; die zusammenberufene Rekruten wurden auf den Straßen eingeübt. Der König befand sich mit seiner unvergeßlichen Gemahlinn noch in Wehlau, kam aber vor Weihnachten noch nach Königsberg. Die von den traurigsten Nachrichten geängstigten Einwohner richteten den hoffenden Blick nach Morgen, dorther sollten die Retter, die Russen kommen. Von Abend her verbreiteten sich die niederschlagendsten Gerüchte über das Vordringen der Franzosen, denen keine Macht entgegenstand, die sie hätte aufhalten können; und der Aufstand der Pohlen verstärkte die Streitkräfte des Feindes, und vermehrte die Besorgnisse der Königsberger. Die Franzosen müssen damals keine Kundschafter in Preußen gehabt haben; sie hätten Königsberg ohne Schwertstreich nehmen können.

So erschien Weihnachten, und mit dem Feste die freudige Überraschung der Kinder;

doch an dem Entzücken der unbefangenen Kleinen nahmen die Erwachsenen nicht den gewöhnlichen Antheil: denn das Gewitter der Zeit drohte den freundlichen Himmel zu überziehen. Der Zauberbaum, jene mit Äpfeln und vergoldeten Nüssen behängte, und mit Lichtern prangende junge Tanne, oder Fichte, war übrigens in Königsberg unbekannt. Um die gewohnte Freude ihren Kindern nicht zu entziehen, gab mir die Prinzessinn zu Solms-Braunfels den Auftrag, Weihnachtsbäumchen zu besorgen; ich hatte Mühe mir Bäumchen zu verschaffen. Allgemein kann freilich die Freude des Weihnachtsbaumes in einer so großen Stadt nicht werden, denn der große Verbrauch junger Bäume würde am Ende Wälder verwüsten.

Am 30sten Dezember sollte der Geburtstag meines Zöglinges durch ein fröhliches Mahl bei seinen Ältern gefeiert werden, als sich des Morgens mit Blitzesschnelle die Nachricht eines Sieges verbreitete, welchen die Russen bei Pultusk über die Franzosen davon getragen hatten. Bald darauf ritten eine Menge Postilliene durch die Straßen, und erweckten die süßeste

Freude in den Herzen; die Mißtöne ihrer Hörner klangen doch allen Ohren gar lieblich. Leider war diese Freude von keiner langen Dauer: denn schon am 3. Januar 1807 verbreitete sich das Gerücht, daß die Franzosen gegen Königsberg vordrängen, keine Armee die Stadt decken könnte, und dieselbe nun Preis gegeben werden müßte. Die folgenden Tage wurde die Schreckensnachricht bestätigt; die königliche Familie reiste über die kurische Nerung nach Memel ab; die Königinn, noch nicht völlig von einem Nervenfieber genesen, war genöthigt in der schlimmen Jahreszeit das Krankenzimmer zu verlassen, und sich den Gefahren der Reise preis zu geben; alle übrige fürstliche Personen eilten ebenfalls nach Memel; sämtliche in der Stadt befindliche Truppen zogen sich in entferntere Gegenden nach dem Niemen zurück; die Kassen wurden in Sicherheit gebracht, und die Prinzessinn zu Solms-Braunfels erhielt von dem Gouvernement die Nachricht, daß für sie und ihr Gefolge die nöthigen Pferde bereit sein sollten, wenn sie ihre Abreise beschließen würde. Allein die Prinzessinn war durch Gesundheitsumstände genöthiget, in Königsberg

zu bleiben, und die Dinge, die da kommen würden, ruhig zu erwarten. Dem Prinzen zu Solms-Braunfels war das Kommando einer Brigade, welche sich zu Tilsit bildete, übertragen worden. Er reisete am 7. Januar dahin ab, und wünschte, daß ich ihn in das erste Nachtlager bis Labiau begleiten möchte. Dieses geschahe.

Labiau

liegt 6 Meilen von Königsberg, nahe am kurischen Haff, ist eine kleine, ländlich erbauete Stadt, und hat aus der Zeit deutscher Ritter ein altes Schloss aufzuweisen, das gediegen erbauet und durchaus mit gewölbten Decken versehen ist. Hier wurden wir einquartirt, und fanden schon eine große Gesellschaft Offizier, die theils zu der Brigade des Prinzen zu Solms-Braunfels gehörten, theils nach andern Richtungen ihrer Weg nehmen mussten. Der Beamte in Labiau, welchem die Verwaltung des Domänenamtes, das aus 52 Dörfern bestehet, übertragen war, und der das Schloss bewohnte, fragte die höhern Offizier um Rath, wie er sich zu verhalten hätte, wenn die Franzosen kämen, und übergab gegen einen Em-

pfangschein dem Obersten von Schauroth die große Karte von Preußen, welche mit größter Genauigkeit von Textor entworfen, und so ins Einzelne gehend und vollständig ist, daß jeder Fußsteig und jede Beschaffenheit der Oberfläche auf ihr gefunden wird. Die Franzosen spürten besonders diesen Karten nach, und zwangen die Beamten zur Herausgabe derselben, da sie wussten, daß diese in allen Ämtern auf Befehl der Regierung vorhanden sein mussten. Der Beamte in Labiau hoffte durch den Schein von Schauroth sich vor Misshandlungen der Franzosen zu schützen: denn daß diese bald kommen würden, daran konnte man nach allen Anzeigen nicht mehr zweifeln. Um am andern Morgen wieder nach Königsberg zurückkehren zu können, konnte ich fast keine Gelegenheit finden. Eine Post ist nicht in Labiau. Endlich fand sich noch ein Bürger, der für nicht weniger als 12 Thaler mich auf einem Leiterwagen zurückbringen wollte. Ich nahm die Gelegenheit gern an, weil ich keine bessere hatte. Ein junger Mann aus Königsberg, der die Landwirthschaft bei dem Beamten lernte, begleitete mich. Als ich einige Meilen gefahren

war, begegnete mir eine Eskadron der Gard du Corps. Der Major von Voss, der sie führte, ritt an meinen vortrefflichen Reisewagen, und sagte mir, ich würde, wenn ich nach Hause käme, Franzosen finden; heute wären sie eingerückt. Woher wissen Sie dieses? fragte ich. Unsere Vorposten haben davon Nachricht erhalten, antwortete der Major, wir wissen alles genau. — So fuhr ich denn weiter, mit einem sehr unangenehmen Gefühle der Erwartung. Ich dachte mit Kummer an die Lage der Prinzessinn, deren gesammtes Hauswesen ich allein zu besorgen, deren Geld ich allein unter Beschluss hatte. Nach einer halben Stunde kam eine zweite Eskadrons der Garde du Korps. Ihr Führer, Graf Henkel, rief mir schon vom weiten entgegen: Hahn, wollen Sie nach Königsberg? Sie werden die Stadt von Franzosen besetzt finden! — Ist denn das so ganz gewiss? fragte ich. — Sie können Sich darauf verlassen! antwortete der Graf.

Ich fuhr weiter. Der lange Weg wurde mir noch länger durch die Sehnsucht in Königsberg bei der Prinzessinn zu sein, die mei-

nes Beistandes jetzt gewiss in so vieler Hinsicht bedurfte. Mit der Dunkelheit der Nacht langte ich erst vor Königsberg an. Schwer drückte mich der Gedanke, nun vor dem Thore von Franzosen angehalten und ausgefragt zu werden. Vor der Stadt herrschte Todtenstille. Wir kamen dem Thore näher, wir fuhren durch dasselbe, und kein Mensch zeigte sich. — Kein Franzos war in der Stadt, die dem Feinde ganz offen lag. Wie wenig war er von dem unterrichtet, was vor ihm sich ereignete!

Die Furcht vor dem Einrücken der Franzosen dauerte noch mehrere Wochen. Endlich lich bekamen wir Nachrichten von dem Stande der russischen Heere: welche Königsberg deckten. Der Januar verging ziemlich ruhig. Das Wetter wollte dem Schiffwesen wohl; der Pregel gefror nicht zu; aber den Königsbergern war ein großer Theil ihres Vergnügens, das Schlittenfahren, geraubt. Nur einige Mal fiel so viel Schnee, daß das Pflaster bedeckt wurde. Bald hörte man durch die Straßen die Schlittenschellen. Wer Lust zu fahren hat, darf nur dann zum Schlossplatze gehen; dort sind eine Menge Schlitten aufgefahren.

Die einspännigen, sogenannten Rennschlitten sind sehr zierlich gearbeitet und mit warmen Futter, oft auch Tigerdecken wohl versehen. Man behandelt so einen Schlitten auf eine Stunde, setzt sich ein, und läßt den Schlittenverleiher entweder hinten auftreten, oder, wenn man vom eigenen Hause abfährt, ihn die Rückkunft erwarten. Des Fahrens unkundige können ihn freilich nicht entbehren. Wenn nach einer Stunde der Schlitten wieder zurückkehrt, deckt der Herr desselben eine Decke über das dampfende Pferd, und erwartet einen neuen Fahrlustigen. Wenn der Pregel und die beiden Haffe zugefroren sind, macht man oft sehr weite Reisen auf denselben, und bedient sich zu Schlittenpferden der sogenannten Harttraber, welche schwer, aber weit austraben, und einen ganzen Tag aushalten können.

Gegen Ende Januars brachte man mehrere französische Gefangene, welche an der Weichsel von den Preußen genommen worden waren; unter ihnen befanden sich einige Offizier. Ein gewisser Herr von Türkheim aus Straßburg, Lieutenant bei dem 2ten Husarenregimente, war schwer in die rechte Hand und mehrmal

leicht in den Kopf verwundet worden. Preußische Dragoner hatten ihn gefangen genommen. Er war aber so glücklich gewesen, einen preußischen Offizier, Grafen zu Dohna, kennen zu lernen, der ihm an seinen Vater, den Oberburggrafen, Grafen zu Dohna, in Königsberg, einen Empfehlungsbrief mitgegeben hatte. Der alte Graf zu Dohna nahm sich edelmüthig des Gefangenen an, und behielt ihn bei sich wie einen ausgezeichneten Gast. Er bewirkte ihm die Freiheit, unbewacht ausgehen zu dürfen, und sogar die Erlaubniß, gegen Ehrenwort in Königsberg bleiben zu dürfen, wenn es auch von den Franzosen eingenommen werden sollte. Dadurch glaubte man das Haus des Grafen Dohna vor dem Übermuthe des Feindes geschützt zu sehen, und einige andere Reiche gaben sich viel Mühe, auch unter diesen Bedingungen einen gefangenen französischen Offizier in ihr Haus zu nehmen. Ja man suchte eifrig die Bekanntschaft des Herrn von Türkheim, um wenigstens dadurch einigen Schutz erlangen zu können.

Türkheim wurde zufällig mit mir bekannt und mein wahrer Freund. Er war ein junger

schöner, hochgebildeter Mann, der noch deutsches Blut in sich fühlte, und seine gelehrte Bildung auf deutschen Universitäten erhalten hatte. Beim Ausbruche des Krieges war er in Paris bei einem Gerichtshofe angestellt gewesen, und seine Gönner hatten ihm gerathen, freiwillig seine Dienste als Soldat dem Kaiser anzubiethen, wodurch er die Wahl der Waffen und Anstellung als Offizier erhalten würde. Erböthe er sich nicht: so würde er gezwungen werden, als gemeiner Gardist den Feldzug mitzumacheu, Türkheim fand diesen Rath durch die Folgen bewährt. Er wurde Lieutenant; andere seiner Bekannten, die seinem Beispiele nicht gefolgt waren, mussten in der Garde dienen. Als Türkheim in der Folge ausgewechselt wurde, ging er über Berlin nach Potsdam zum Depot seines Regiments zurück; seine rechte Hand konnte den Säbel nicht mehr führen; er wollte mit der linken fechten lernen. In Berlin suchte er sogleich meine Frau auf, um ihr Nachrichten von mir zu bringen, fragte sie, ob sie etwa Geld bedürfte, bot ihr bedeutende Summen an, und hinterließ ihr seine Addresse, damit sie sich an ihn wenden könnte,

wenn sie ja in Noth kommen sollte. Die Dankbarkeit hat mich genöthigt, hier seiner zu gedenken.

Der Januar war vergangen, hatte uns die Franzosen nicht in das Haus, aber auch keine Ruhe in das Herz gebracht. Endlich verbreitete sich ein verschwiegen lautes Gerücht, daß schreckliche Dinge vorgingen. Fragte man genau nach: so erfolgte nie eine befriedigende Antwort; endlich brachte man heraus, eine große Schlacht wäre angefangen, schon kämpfte man zwei Tage bei Preußisch Eylau; aber alles war Muthmaßung. Der Gouverneur von Königsberg, Generallieutenant von Rüchel verheimlichte seine Nachrichten, und ließ selbst der Prinzessinn zu Solms-Braunfels sagen, er wisse von nichts! Er meinte es gut mit den Königsbergern; die folgenden Tage, wo grauenvolle Gerüchte über die Ereignisse der kommenden Stunden sich schreckhaft verbreiteten, rechtfertigten den guten Willen des Gouverneurs, den Königsbergern durch kluges Schweigen manche bange Stunde zu ersparen. Viele bestiegen den Schloßthurm, um in der Gegend nach Eylau etwas zu ent-

decken, andere gingen vor das friedländer Thor; aber niemand hatte etwas ausgekundschaftet; einzelne wollten Kanonendonner gehört haben, welches aber von der Menge geläugnet wurde.

Wirklich war 6 Meilen von Königsberg am 8ten die Schlacht bei Eylau vorgefallen. Die Erde war leicht mit Schnee bedeckt, daher hörten wir den Schall der Kanonen nicht.

Am 9ten Februar wussten wir nicht mehr als am vorigen Tage. Man sprach von einem Siege; aber es kam kein Siegesbothe.

Erst des Abends in der finstern Nacht langten russische blessirte, unverbunden, in der weitläuftigen Stadt an. Sie zogen sich gegen das Schloss, wimmerten, jammerten, und flehten um Hilfe. Da war aber keiner, der den Auftrag hatte, für die Blessirten zu sorgen. Mitleidige gaben ihnen Geld; aber das war ihnen jetzt das unnützeste. Endlich wurde ihnen das Spinnhaus im Rossgarten eingeräumt, und es sammelten sich in drei großen Stuben gegen 600 Mann. Ein par Schütten Stroh, welche in jede Stube geworfen waren, reichten nicht zu, das Blut aufzuwischen, viel weniger als bequemes Lager

den Leidenden zu dienen. Ein junger preußischer Chirurgus war der einzige, der verbinden sollte; aber mit seinem geringen Vorrath von Linnenfasern und Binden, und ohne Aufwärter, konnte er fast nichts bewirken. Nicht einmal Licht hatte er. Es war alles zu überraschend gekommen; das Schweigen des Gouvernements hatte dieses Übel bewirkt, und die Obrigkeit war durchaus unvorbereitet. War so schlecht für die erste Hilfe gesorgt, wie viel mehr fehlte Erquickung! — Ich eilte, der Prinzessinn Nachricht von den Leidenden zu geben, und sie befahl mir, so viel ich könnte, sogleich für Erquickung der Unglücklichen zu sorgen. Ich ließ in einem Waschkessel eine Suppe aus Bier und Wein kochen, und dieselbe in Eimern hintragen. Meinem Diener übertrug ich die Vertheilung, der dann die Suppe mit Töpfen ausschöpfen, und umherreichen ließ. Alle hatte er freilich nicht erquicken können.

Am folgenden Tage mehrten sich die Gräuel des Krieges. Am Schloßplatze war gewöhnlich der Versammlungsort der ankommenden Verwundeten. Auf Schlitten kamen sogar Sterben-

de an. Ordnung war noch nicht zu entdecken; genug russische Offizier waren schon angekommen; aber keiner nahm sich der Verwundeten an. Die meisten Russen, welche zu Fuß ankamen, waren in die Füße geschossen; und doch hatten sie mit seltener Ausdauer den Weg vom Schlachtfelde bis Königsberg, auf einen Ladstock oder Zaunspfahl gestützt, unternommen. Das Blut träufte aus den Wunden, die Wunden dampften, die Menschen verzogen schmerzhaft das Gesicht, so oft sie auftraten; aber sie ließen sich alles gut schmecken, was man ihnen anbot, und wurden vergnügt, wenn man ihnen etwas reichte. Die Zuschauer schenkten ihnen Geld, und eine menge Hökerweiber hatte sich gleich eingefunden, um das Geld für Brot, warme Würstchen, Häringe und Äpfel wuchernd wieder in Empfang zu nehmen. Dieser handelnde Pöbel zeigte sich recht in seiner Niedrigkeit. Nach Äpfeln sind die Russen besonders sehr begierig. Vor dem Schlosse lagerten sich die, welche dem Tode nahe waren, wer sich noch fortschleppen konnte, durchirrte die Stadt. Auf den Schlitten sahe man furchtbare Bilder schmerzhaft sterbender Men-

schen. Es empörte sich das Gefühl gegen einen solchen Anblick — und doch wurde dieses Gefühl in mir in der Folge so an das Leiden gewöhnt, daß ich mit Ruhe, obgleich mit innigem Mitleiden die gräßlich Zerstümmelten ansehen konnte. So kann sich der Mensch an alles gewöhnen.

Daß eine Schlacht geliefert worden, war jetzt nicht mehr zu bezweifeln; aber niemand wusste den Erfolg anzugeben. Die Verwundeten wiesen nach der Himmelsgegend hin, nannten Eylau, und riefen: Franzus niedehr! indem sie zeigten, wie sie mit dem Bajonette niedergestoßen hätten. — Bald stopften sich die Straßen von der Menge Wagen, Pulverkarren, Lavetten, und Bauernschlitten mit Verwundeten. Ungefähr zehen russische Dragoner sprengten daher; sie hatten ihre Standarte gerettet; ein junger Offizier kam gegen elf Uhr mit ungefähr dreißig Mann. An ihn wendeten sich gleich eine Menge; aber er konnte nichts zuverläßiges berichten. Das wäre der Rest seines Regiments, sagte er; er hätte das Schlachtfeld verlassen, ehe der Kampf beendigt gewesen wäre.

Es kamen immer mehr Versprengte, Fußvolk, Husaren, Dragoner, schwere Reiter und Kosacken. Sie ritten Straßen auf, Straßen ab, zu einem Thore hinaus, zu dem andern wieder herein, und suchten Unterkommen. Die Kosacken kümmerten sich nicht darum. Sie banden ihre Pferde irgendwo an, und gingen umher, um sich Erquickung zu suchen. Unter ihren Pferden fanden sie den sichersten Platz zum Schlafen.

Türkheim ging mit mir und einigen andern umher. Auf die Bedenklichkeit, daß alles dieses doch eher das Ansehen einer Niederlage als eines Sieges hätte, erwiederte er, daß es weit toller im Rücken einer französischen Armee aussähe, auch wenn sie gesiegt hätte.

Zu Lazaretheinrichtungen war bis jetzt noch keine Anstalt gemacht. Die angekommenen preußischen Wundärzte verbanden rastlos; aber es waren zu wenig für so viel. Leer stehende Bürgerstuben wurden den Verwundeten eingeräumt; man rief die Stadtchirurgen aus der nahen Gegend herbei; aber es war noch keine Ordnung eingelitet. An gehöriger Speisung fehlte es. Die Bürger brachten zwar

mitleidig Speisen; aber wohin sollten sie sich wenden; wo war gleiche Vertheilung möglich?

Für den Mittag hatte ich wieder einen Kessel mit Suppe kochen lassen. Ich hielt es für das zweckmäßigste, die auf der Straße umherirrenden zu erfrischen, und ließ daher einen Eimer hinter den einen Flügel der Hausthür setzen, und den Vorbeischleichenden einen Labetrunk reichen. Ein Gesättigter erzählte dieses dem andern, und ich hatte gar nicht für Abnehmer zu sorgen. Besonders thätig bei dem Geschäfte der Labung zeigte sich der Erzieher der jungen Grafen von Finkenstein; Rosenstiel, der in unserm Hause mit wohnte, ein biederer, besonders wohlthätiger Mann, der gern half, wenn ein gutes Werk auszuführen war.

Als schon die Suppe völlig vertheilt war, kam ein Russe auf einem Bauerpferde ohne Sattel, das mit einem Stricke gezäumt war, auf den Hof geritten, ein Kammerad zu Fuß begleiteten ihn. Sie sprachen: Supp, Supp! Wir gaben ihnen Überbleibsel von unserm Mittagsmahl. Der Reiter saß in der Quere auf dem Pferde; der linke Fuß war ihm so ent-

zwei geschossen, daß er schlotterte; dennoch hatte er in seinem Angesichte den Ausdruck der Freundlichkeit und Ruhe, welcher nur gestört wurde, wenn er sich bewegte. Er erzählte auf russisch, daß eine Kugel den Fuß zerschmettert hätte, und zeigte dann auf seinen Gefährten, sprechend: Kamarad Kanon! der Kammerad zeigte seinen rechten Arm, der, ebenfalls durchschossen war, und nur noch an einigen Muskeln zu hangen schien. Doch war auch dieser Mensch freundlich und gleich muthig, und seufzte nur, wenn der Arm eine Bewegung erhielt. Das Pferd hatte noch nichts gefressen, und der Reiter bat durch Zeichen um Erlaubniß, daß es an Erbsenstrohe, welches auf einem Bauerschlitten lag, sich sättigen dürfte. Es wurde erlaubt; indem aber Pferd und Mann den Hunger stillten, machte erstes eine unvermuthete Bewegung, und letzter fiel herunter; er blieb auf dem gesunden Beine stehen und rief nur klagend: oh, oh! das Hinaufsteigen verursachte ihm gewiß viel Schmerzen; doch verzog er kaum die Miene dabei. Auffallend war es, daß beide Verwundete unterweges noch seidene Halstücher ge-

raubt, und ihre Kapotröcke damit zusammengebunden hatten. — Vor meinem Fenster ging ein russischer Kürassier, ein schöner, baumstarker Jüngling umher, und jammerte. Eine Flintenkugel war ihm durch den Mund geschossen. Geld nahm er von den Vorübergehenden nicht an. Speise konnte er nicht genießen. Ich bot ihm ein Bierglas voll Wein an. Da nickte er, nahm dasselbe, und wollte trinken. Allein er konnte nicht schlucken, und ließ den Trunk zurück ins Glas fließen. Ein nebenstehender Verwundeter, dem ich ein Stück Fleisch und Brot gegeben hatte, nahm das Glas, in dem der Wein blutroth gefärbt war, und ließ sich denselben wohl schmecken.

Die Schlacht bei Eylau war also geschlagen, und beide Theile wollten sich den Sieg zueignen. Zwar waren die Franzosen im Besitze des Schlachefeldes; aber sie hätten den Feind verfolgen sollen, wenn sie gesiegt gehabt hätten. Sie begruben lieber ihre Todten, plünderten acht Tage lang Eylau, und zogen sich endlich zurück. Benningsen der Oberfeldherr der Russen, zog sich zurück, um den Lebensmitteln und frischer Munition näher zu

sein. Die russische Armee kam vor den Thoren Königsbergs an, und lagerte sich. Vor dem Friedländer Thore wurden Batterien errichtet. Die Schanzen von diesem Thore an, bis zum Brandenburger wurden ausgebessert und erweitert. Das Land wurde von russischen Nachzüglern und Marodeurn überschwemmt; sie trieben so viel Unfug, daß Benningsen öffentlich bekannt machte, wer vom Lande einen Marodeur einbrächte, sollte zwei Dukaten dafür erhalten; ein Dukaten Belohnung war dem festgesetzt, der einen solchen Unfugtreiber in der Stadt aufgriff.

General Benningsen kam selbst in die Stadt. Die Armee lag im freien Felde, nur ein Theil von den Soldaten wurde jedes Mal in die Stadt gelassen, um für die Bedürfnisse sorgen zu können; doch die Offizier nahmen Wohnungen in der Stadt. Ihre Anzahl wuchs mit jedem Tage. Unter den russischen Offizieren konnte man damals genau zweierlei Arten unterscheiden, solche, welche vom gemeinen Soldaten auf gedient hatten, und die andern, welche durch höhere Geburt gleich in einen höhern Soldatenrang getreten waren.

So viel Bildung diese zeigten, so wenig besaßen jene davon; sie zeigten gan das Betragen roher Soldaten, schlichen schmutzig umher, befanden sich am liebsten in Gesellschaft gemeiner Leute, und erlaubten sich die schlechtesten Handlungen, vor denen nur der Sittenloseste nicht erröthen kann. Die Stabsoffizier gingen aber auch nicht artig mit ihnen um, und schlugen sie nicht selten ins Gesicht. Von den gebildeten, reichen Offizieren gewannen die Bürger viel: denn sie bezahlten sehr gut, und bestimmten oft selbst den hohen Preis, den sie geben wollten.

Am 11ten verbreitete sich ein dumpfes, angstvolles Gemurmel durch ganz Königsberg. Es hieß, die Franzosen greifen an; vor den Thoren wird eine Schlacht geliefert; die Stadt ist verloren: denn die Russen können den Angriff nicht aushalten, sie sind erschöpft, zerstreut, und nicht mit Munition versehen. Sie werden ihre Flucht durch Königsberg nehmen, die Kaufmannsspeicher anzünden, überall plündern, und die nachfolgenden Franzosen werden das Trauerspiel vollenden. General Benningsen hatte gesagt: freilich, wenn er angegriffen und

geschlagen würde, müsste er seinen Rückzug durch Königsberg nehmen, um über den Pregel zu kommen; schützen könnte er die Stadt vor Feuer und Plünderung nicht; besonders würden die Kosaken zügellos sein. Zitternd und zagend, nur denkend an die Gefahr, versammelten sich die Familien; man wagte nicht sich weit vom Hause zu entfernen, um Kundschaft einzuziehen; jeder Schlag einer Thür, jedes Dröhnen eines Fensters schien den Einwohnern der erste Kanonenschuss zu sein. Wer die Stadt verlassen konnte, verließ dieselbe; andere ließen die Hausthüren zum Verrammen einrichten. Türkheim hatte dieses seinen Bekannten gerathen; weil der Soldat beim ersten Einstürmen sich nicht damit aufhalten könnte, Thüren aufzusprengen. Wäre der erste Sturm vorüber, so könnte die Kriegszucht wirken.

Russische Offizier hatten besondern Theil an den Schreckensgerüchten. Ich selbst habe ein Blättchen gelesen, auf welches ein russischer Stabsoffizier an die Frau von K..d...r geschrieben hatte: wir gehen zur Schlacht. Bennigsen hat gesagt: es ist alles verloren; General und Truppen gehen unter!

Es ist wahr, die Russen hatten fast gar keine Munition mehr, und ihr Unglück und gänzlicher Untergang wäre die Folge gewesen — wenn die Franzosen selbst Patronen gehabt hätten. Das Vorrücken ihrer Kavallerie unter dem damaligen Prinzen Mürat, jetzt König von Neapel, war daher eine bloße Demonstration gewesen.

Die Prinzessinn zu Solms = Braunfels hatte beschlossen gehabt, in Königsberg zu bleiben, und alle Sicherheitsmittel anzuwenden. Sie hatte zur Sicherheit vor den Russen einen Kosaken, und wollte von den Franzosen sich ebenfalls eine Sicherheitswache ausbitten, wenn sie in die Stadt dringen würden. Auch mir wurde ein Kosak zugetheilt. Er musste meinen Arm anfassen, zum Zeichen, daß er mich beschützen müsse, und ging von der Zeit an nicht von mir. Ging ich aus, so folgte er mir mit seiner Pike; in der Nacht schlief er vor meiner Thür auf einem mit Hechsel angefülltem Sacke. Er war ein freundlicher, junger, bescheidener Mensch, sehr mäßig im Essen und Trinken, und durchaus den Brantwein und fette Speisen verachtend. Er wollte behaupten, das

Brantweintrinken wäre bei ihnen gar nicht Sitte. Sein Kammerad, Sicherheitswache bei der Prinzessinn, war ein bejahrter Mann, aber eben so gutmüthig und genügsam wie der jüngere.

Die Prinzessinn wurde indess von mehrern Ergebenen dringend gebeten, auf einige Tage wenigstens Königsberg zu verlassen, nnd auf ein nahes Dorf sich zurückzuziehen, damit sie während des stürmischen Eindringens der Feinde nicht gegenwärtig wäre. Sie beschloss endlich, nach Holstein zu reisen, einem Dorfe, das eine Meile von Königsberg am frischen Haffe liegt, da wo der Pregel in denselben fließt. Schon waren am 12ten des Morgens die Postpferde bestellt und die Sachen gepackt, als beruhigernde Nachrichten uns von dem Gouverneur mitgetheilt wurden, die Postpferde wurden abbestellt, und die ganze Nachbarschaft freuete sich über die aufgegebene Reise. Allein ein Brief, den die Prinzessinn von ihrem Gemahle am andern Tage erhielt, bestimmte sie noch am Abende desselben Tages abzureisen. Ehe die ausgepackten Sachen wieder eingepackt, auf die Wagen gebracht, und

die nöthigen Einrichtungen getroffen wurden, ehe die Postpferde kamen, wurde es finster Nacht. Gegen zehen Uhr fuhren wir ab. Ich ließ die mir anvertrauten Geldfässer auf einen Schlitten laden, und setzte mich darauf. Der Weg nach Holstein gehet auf einem Damme am Pregel hin. Es lag wenig Schnee, aber die Kälte war groß. Wir hatten zur Sicherheit eine Husarenabtheilung von Bila bei uns, und mein Kosak ritt treulich neben mir her. In Holstein fanden wir ein großes, geräumiges Wohnhaus, aber freilich nichts für unsern Empfang vorbereitet. Alle Zimmer waren kalt, nur in einigen waren Tische und Stühle, die Ofen waren zerfallen, und an Betten war nicht zu denken. Zum Glück befand sich ein ziemlich bewohnbares Zimmer für die Prinzessinn unter denen, die dem Pächter eingeräumt waren. Hungrig waren wir alle; aber es dauerte lange, ehe unser Koch uns eine Suppe kochen konnte, und als wir essen wollten, fehlte es an Tischgeräthe. Als endlich der Magen befriedigt war, forderte der ganze Körper seine Rechte, und wollte die Augen schließen. Doch wohin sollte man sein Haupt niederlegen. Der

Pächter und die Dienstleute schliefen; ich konnte im ganzen Schlosse umhergehen, und kein Pläzchen der Ruhe finden. Da begegnete mir endlich im Hause ein Knecht, der zwei Bund Stroh getragen brachte. Ich bat ihn, mir das Stroh zu geben; aber er wollte nicht. Da versuchte ich mit Härte mein Ziel zu erreichen; denn der Mensch scheuete den Gang in die Scheune, welche etwas entfernt war. Ich sprach befehlend zu ihm: du giebst mir gleich das Stroh, und hohlst dir anderes! Geschwind! geschwind! her mit dem Stohe! Da legte der Knecht sein Stroh mir hin, und brummte, daß er nun anderes herschleppen müßte. Mit meiner Beute kam ich in die Stube, welche noch heizbar war, und in welcher die weibliche Bedienung der Prinzessinn auf Stühlen sitzend, die Nacht zubringen wollte. Ich machte eine Streu, und lud zur angenehmen Ruhe ein, wer dieselbe genießen wollte. Mein Zögling schlief auf einer Matratze neben dem Bette seiner Mutter, welche wie gewöhnlich, ihr Bett und Bettgestell auf Reisen mitführen läßt. Am andern Morgen wählte ich mir eine Stube im obern Stock-

werke, welche die besten Fenster hatte; aber der Ofen war so schlecht, daß der Rauch aus allen Fugen drang. Lehm konnte ich nicht sogleich bekommen: denn der war gefroren; ich fand in der Gesindestube des Pächters einen großen Backtrog voll groben Brotteiges; mit diesem verschmirte ich die Fugen, und sicherte mich doch so lange vor Rauche, bis Lehm aufgethauet war. Das nothwendigste war jetzt, die Wirthschaft einzurichten, und ein par Wagen nach Königsberg abzusenden, um uns Betten, Tischgeräth und Lebensmittel zu hohlen. Ich kaufte sogleich ein Kalb, Geflügel, Fische, und was uns in der Nähe angebothen wurde, und hatte die Freude, doch am Abende alles in Stand gesetzt zu haben.

Bald waren wir auch nicht mehr allein; wir bekamen fleißig Besuch von den Königsberger Freunden, die uns immer bessere Nachrichten mitbrachten, und nach acht Tagen befahl die Prinzessinn unsere Rückkehr. Gern reisten wir alle nach Königsberg zurück. Wer sollte nicht froh in eine wohleingerichtete Wohnung aus leeren Zimmern eilen, nicht froh der Gesellschaft der Menschen entgegen gehen!

Das Gut Holstein gehörte einem Herrn von der Trunk, der jetzt in die Stadt gezogen war, und daher die Zimmer meistentheils ausgeleert hatte. Im Sommer ist der Aufenthalt daselbst sehr angenehm. Der Boden ist fruchtbar, und das anspülende Haff gewährt anmuthige Aussichten. Der Weg auf dem Damme von Königsberg ist selten leer, und zu dem großen Gasthause von Holstein wandern viel Königsberger aus verschiedenen Ständen.

In Königsberg beschäftigte das Schicksal Eylaus die Einwohner. Nachdem die Franzosen sich hinter den Passarge zurückgezogen hatten, und die Russen ihnen dahin gefolgt waren, konnte man ungehindert nach Eylau reisen, und von der Lage der Dinge sich überzeugen. Auf dem Schlachtfelde war die größte Zahl der Todten noch nicht begraben. Man schrie darüber, dass noch keine Anstalt zur Begrabung der Todten gemacht war; woran dieses lag, konnte man sich leicht aus den Umständen erklären. Endlich sahen wir Haufen Bauern durch Königsberg ziehen, die aus fernern Gegenden herbei gerufen waren; jeder musste seine Lebensmittel auf vierzehn Tage

bei sich tragen, und Werkzeuge mitbringen, um wenigstens die menschlichen Körper zu verscharren. Die Pferde blieben liegen. Überhaupt sahe man in der ganzen Gegend in allen Straßen die todten Pferde reihenweis hingestreckt, und selbst in der Stadt lagen sie oft einen ganzen Tag da, wo sie vor Entkräftung niedergestürzt waren. Ich hatte ein Reitpferd, welches durchaus kein todtes Pferd vertragen konnte, und allen Gehorsam versagte, sobald es nur ein Aas witterte; aber da überall, wohin ich auch reiten mochte, diese Gegenstände des Abscheues lagen: so gewöhnte sich mein gutes, treues Thier so daran, daß ich nach einigen Wochen selbst über die todten Körper wegreiten konnte. So kann auch das Thier einen natürlichen Abscheu überwinden.

Die Todten auf dem Schlachtfelde waren meistens Russen; die Franzosen hatten den größten Theil der ihrigen schon verscharrt, oder auf andere Art auf die Seite gebracht, z. B. in den zugefrornen See bei Eylau unter das Eis geschoben.

In Eylau sahe es jämmerlich aus. Dieses vorher so blühende Städtchen war nicht

durch Plünderung in der ersten Wuth entstellt, sondern mit kaltem Blute acht Tage lang gleichsam umgekehrt worden. Die Forste der Dächer waren abgedeckt, die Schornsteine abgetragen, die Dielen aufgerissen, damit ja alles durchstört wurde; die Ofen waren zertrümmert, die Thüren und Fenster zerschlagen, sogar die Nägel in den Stuben und die Haspen in den Ställen ausgezogen, damit ja alles zerstört würde. Die Einwohner mussten ruhig zusehen, wie die französischen Soldaten lachenden Muthes die Schränke und Kisten und Kasten öffneten, Wäsche, Kleider und Betten zusammentrugen, das Beste für sich auswählten, und das übrige auf die Straße warfen, und zu einem bequemen Fußsteige in den Koth traten. Alles, was man von dem höchsten Übermuthe und Frevel erwarten kann, geschahe hier. Am Ende hatten die Einwohner die nothwendigsten Kleidungsstücke und Lebensmittel nicht mehr. Da warfen ihnen die Franzosen aus Gnade wieder etwas zu.

Nach dem Abzuge der Franzosen beeiferten sich die Königsberger Lebensmittel nach Eylau zu senden. In den ersten Tagen war

sogar Überfluss daselbst entstanden. Die Prinzessinn hatte mir aufgetragen, für zwei hundert Thaler Nahrungsmittel einzukaufen, und dahin zu senden. Ich konnte 400 Brote, die ich dahin bestimmt hatte, nicht sobald gebacken bekommen. Ich kaufte 2 Tonnen Häringe, mehrere Scheffel Erbsen, Graupen, Grütze und ließ einen Ochsen schlachten. So gern wäre ich bei der Ablieferung mit gereist, um das Schlachtfeld zu sehen; aber unser Arzt verwehrte mir dieses, da das Thauwetter die Gegend um Eylau sehr ungesund machte, und die Nervenfieber schon zu herrschen anfingen. Bald wurde eine Sammlung von Kleidungsstücken für die Eylauer angestellt, und Tischler, Zimmerleute, Glaser und Töpfer mussten dahin eilen, um die zerstörten Häuser bei des Wetters Rauhheit bewohnbar zu machen.

Königsberg wurde mit Kranken immer mehr angefüllt; man richtete Lazarethe in großen Wohnhäusern und Kirchen ein; nnd als diese nicht zureichten, wurden Breterhäuser gebauet, welche eine gute Einrichtung unter Anleitung des Generalchirurgus Gerike erhielten. Meiner Wohnung schräg gegenüber lag

die französisch reformirte Kirche, welche zum Lazarethe für die Gefangenen bestimmt war. Täglich kam des Morgens um 8 Uhr ein Wagen, der aus einem großen Kasten mit einem Deckel bestand vor meiner Wohnung vorbei, und lenkte in die Landhofmeisterstraße, die auf meine Fenster stieß, ein, um an dem Eingange der Kirche die Beute des Todes zu empfangen. Die Todten wurden in einem großen leinenen Tuche aus der Kirche getragen, und dann in den Kasten geworfen; oft wurde der ganze Wagen voll. Gewöhnlich tropfte Geblüt aus den Ritzen des Bodens im Kasten. Die Leichen von hier brachte man vor das Gumbinner Thor, und schlichtete sie in einem Breterhause neben einander auf, bis sie genug für eine große Grube gesammelt hatten. In zwei Tagen stieg die Zahl der hier gesammelten gewöhnlich von sechzig bis hundert.

Es war scharf verbothen, Kleider von den Todten zu gebrauchen. Sie wurden vor den Thoren verbrannt. Wenn der Wind den Dampf gegen die Stadt trieb, konnte man es fast vor Gestank nicht mehr aushalten.

Es war etwas ganz gewöhnliches bürgerliche, Leichenzüge zu sehen. Fast in jedem Hause war ein Glied der Familie durch das sogenannte Nervenfieber getödtet worden. Doch hörte die Wuth der Krankheit im Frühjahre auf.

Der König von Preußen war mit dem Kaiser von Rußland nach Bartenstein gegangen; die Königinn kam nach Königsberg, und wohnte nicht auf dem Schlosse, sondern bei ihrer geliebten Schwester. Beide Schwestern theilten das einzige Schlaf- und Wohnzimmer mit einander; die Königinn wollte ganz den Glanz ihrer hohen Würde ablegen, und in stiller Einfachheit die Gesellschaft ihrer Schwester genießen. Wohl ihnen, daß sie unter den Leiden der Zeit noch dieses Glück genossen! Wie glücklich war auch ich, dieser so ausgezeichneten deutschen Frau nahe sein zu können. Ich hatte die günstige Gelegenheit, zu jeder schicklichen Stunde des Tages in ihrer Gesellschaft zu sein, und konnte ihr musterhaftes Leben, von verschiedenem Standpunkte aus gesehen, hinlänglich bewundern. Ich sahe sie des Morgens, wie sie frühzeitig das Bett verlassen

hatte, und diejenigen Geschäfte besorgte, zu denen das Geräusch des übrigen Tages ihr nicht die gehörige Ruhe und Sammlung ließ; ich sahe sie, wie sie gegen elf Uhr zum Erscheinen in der gewöhnlichen Gesellschaft angekleidet in das Wohnzimmer wieder trat, und sich dann bisweilen von mir vorlesen ließ, wenn Zeit da war; ich sahe sie als Königinn in größerer Gesellschaft erscheinen, und wieder im traulichern Kreise in abendlichen Stunden beim Thee. Immer blieb sie sich gleich in dem wahren Ausdrucke ihrer Herzensgüte, nur daß sie vertraulicher war im Morgenanzuge, als in dem Statskleide: denn dort sahe sie nur die, welche sie ihres Vertrauens würdigte, hier war sie von verschiedenen Menschen umgeben, und wollte keinen dadurch zurücksetzen, daß sie den andern mit mehr Vertrauen behandelte. Ihre Heiterkeit war damals gewichen: denn das traurige Schicksal des preußischen States lastete auf dem Herzen der Landesmutter so schwer; aber ihre Leutseligkeit leuchtete desto heller hervor; die Befehle an den niedrigsten Diener gerichtet wurden in ihrem Munde zur freundlichen Bitte, und ein nöthiger Verweis

bestand in wenig ernsten Worten, von einem wehmüthigen, aber würdevollen Blicke begleitet. In allen Urtheilen über die Menschen war sie äußerst schonend, dagegen so theilnehmend an den Freuden und Leiden der andern, und hocherfreut, wenn sie gutes von andern hörte; stets bereit, jedes wohlthätige Unternehmen zu unterstützen, strebte sie selbst dahin, wohlthätige Einrichtungen zu gründen, und dem Elende der Menschen abzuhelfen, wo sie nur konnte. Mit gläubigem Herzen hoffte sie eine bessere Zukunft, und richtete sich in trüben Stunden durch das Vertrauen zu Gott auf. Sie haßte ihre Feinde nicht, und suchte selbst das Andenken an die bittersten Beleidigungen, welche ihr Napoleon sogar durch seine Zeitungen hatte zufügen lassen, durch den Befehl Christi zu bekämpfen: segnet, die euch fluchen! Wird jetzt Napoleon an jeder Straßenecke verspottet, von jedem Bettelbuben beschimpft, und in jeder Schenke verhöhnt, so kann man ihm zurufen, ohne an seine übrigen Vergehungen zu denken: das hast du an diesem Engel verschuldet! — Aber Luise ist nur verherrlichter aus jener Zeit der Prüfung her-

vorgegangen, und sie wurde, wenn es möglich war, noch inniger geliebt. Daß sie so allgemein geliebt wurde, (obwohl ich einige kenne, die sie darum haßten) lag in der Tiefe ihrer Liebe zu den Menschen, die sich überall äußerte, und dadurch mehr heiligen Glanz erhielt, daß sie auf dem Throne erschien.

Ich kann nicht hier vorübergehen, ohne einen Blick zurück auf mein Schicksal zu werfen. Als ich in Wittenberg studirte, reisete der König von Preußen mit seiner Gemahlinn im Jahre 1798 durch das berühmte Wörlitz, und wurde von dem damaligen Fürsten von Dessau bewirthet. Das hohe Königspar war von den Sachsen nicht weniger als von den Preußen angestaunt, geliebt, gefeiert. Von Wittenberg strömte eine Menge Menschen nach Wörlitz, um die Erhabenen zu sehen. Unter der Menge befand ich mich mit meinen Freunden. All unsers Strebens ungeachtet konnten wir die hohen Personen nicht eher sehen, als gegen Abend. Sie fuhren auf einer Gondel zu dem sogenannten Steine, einer Nachahmung eines feuerspeienden Berges. Der Krater warf das ihm gegebene Feuer aus, die

Gluth spiegelte sich in dem Wasser, auf dem schon Dämmerung lag, die Gondel glitt sanft dahin, und eine zweite folgte, aus der Harmonien erschallten. Wie Göttergestalten erschienen uns die Hohen, aber wir hatten sie nicht deutlich ins Auge fassen, nicht die Züge ihrer Angesichter uns einprägen können, so sehr wir uns auch an das Ufer durch die Menge wühlten, und unsere Augen anstrengten.

Wenn mir damals jemand gesagt hätte: wie bemühest du dich doch, sie nur von weitem zu sehen, und mit flüchtigem Blicke das auffassen zu wollen, was sich tief einprägen soll! Mühe dich nicht ferner! Du wirst oft im Gespräche dieser Hohen einst gegenüberstehen, sie wird dir die Hand reichen, daß du sie küssest, sie wird deine Beschützerinn sein, sie wird deine Töchter küssen und ihnen sagen: Gott segne euch, meine lieben! und endlich wirst du an ihrem Lager stehen, wenn der Engel der Vergeltung sie abgerufen hat zu dem höhern Lichte, du wirst deine Klagen dürfen laut werden lassen vor den klagenden hohen Geschwistern, und wirst die letzten Worte der Verklärten aufzeichnen zum Gedächtniß für viele."

Hätte jemand mir dieses gesagt, wie unwahr würde mir so eine Vorhersagung geschienen haben: denn die Ansicht, nach der mir damals das Leben schön vorkam, hatte den Wunsch in mir befestiget, Prediger auf dem Lande in reizender Gegend zu werden, und still zu blühen und edle Früchte zu bringen in den Garten Gottes. Zwar reizte die Liebe zu den Wissenschaften und besonders zu den morgenländischen Sprachen bisweilen den Jüngling, sich vorzubereiten zum Lehrer auf einer Universität; aber der schwärmerische Hang zur stillen Verbreitung des Guten im ländlichen Leben hatte stets das Übergewicht. Welch eine Kluft war damals zwischen dem künftigen Dorfprediger und dem Leben in der Gesellschaft einer Königinn; welch ein riesenhafter Sprung hätte mir damals das Gelangen auf meinen jetzigen Standpunkt geschienen. Und doch reihet sich durch die gütige Hand des Allvaters in dem Leben des Menschen, der ihm vertraut, alles, zwar unerwartet bisweilen, doch stets wohl gefügt an einander, so daß nirgends eine Lücke entsteht. Vertrauet auf den Herrn und er wirds wohl machen.

Der Prinz zu Solms-Braunfels war unterdeß auch von Tilsit zurückgekommen. Seine Gesundheit war durch den Feldzug zerstört worden; er litt an Nervenkrämpfen. Um die Gesundheit durch die Hilfe der Ärzte wieder zu erlangen, hatte er nach dem Willen des besten Königs nach Königsberg zurückkehren sollen. Er wohnte wieder bei uns, um ungestört Bäder und andere Heilungsmittel anwenden zu können. Auch der älteste Sohn der Prinzessinn, Prinz Friedrich von Preußen, königl. Hoheit, kam mit seinem Erzieher, Reinmann, zur großen Freude der Mutter nach Königsberg, und wohnte ebenfalls im Schulenburgschen Hause. — Der Krieg schien auf einige Zeit zu schweigen. Die französischen Heere standen hinter dem Passarge, diesseits waren die Russen aufgestellt. Es war daher der guten Königinn vergönnt, ruhig einige Monate bei ihrer geliebten Schwester verweilen zu dürfen.

Zu dieser Zeit erschien ein Bauer aus dem Würtembergischen, begleitet von seinem siebzehenjährigen Sohne, der durchaus den König sprechen wollte, um ihm wichtige Entdeckungen zu machen. Er erzählte, daß ihn eine

Stimme immerfort aufgefordert hätte, nach Preußen zu gehen, um dem Könige die Mittel zu offenbaren, durch welche er über seine Feinde siegen würde. Der Geist, der mit ihm gesprochen, hätte diese Aufforderung öfter wiederhohlt, und ihm zuletzt gedroht. Um endlich Ruhe vor dieser Geisterstimme zu bekommen, hätte er sich dem Geistlichen des Dorfes entdeckt, der ihm gerathen, den Willen der unbekannten Stimme zu erfüllen. Er hätte sich daher auf den weiten Weg gemacht, und durch alle französische Heere geschlichen. Seit dem wäre er nicht mehr von der Stimme beunruhigt gewesen. Er wurde auch vor die Königinn geführt. Ihr erzählte er mancherlei von den verschiedenen Orten, an welchen der Geist mit ihm gesprochen hätte, ferner von seinem häuslichen Leben, von seiner Familie; aber worin die Rettung Preußens bestände, das wollte er dem Könige allein sagen. Seinen ältesten Sohn hatte er mitgenommen, um nicht allein den weiten Weg zu unternehmen. Er stand unter Aufsicht des Gouverneurs, und wurde von Königsberg fortgebracht. Ich habe nachher nichts bestimmtes weiter von ihm erfahren.

Einige hielten ihn für einen Spion; aber ein Spion darf keine so auffallende Rolle spielen: denn dann richtet sich gleich das scharfe Auge der Polizei auf ihn. Andere hielten ihn für einen Schwärmer, andere für wahnsinnig; viele glaubten an ihn: denn der Mensch in der Noth läßt gern von der schwächsten Stütze sich aufrichten, und glaubt, selbst wider seine Überzeugung, das, was einen frohen Stral in die Nacht seines Elendes werfen zu können scheint. Alle Gegengründe und Zweifel verwarf das ungewisse doch immer Recht behaltende Urtheil: es kann doch wohl möglich sein! Der Bauer hatte eine treuherzige Miene, sprach verständig und bieder, und glaubte fast an sich, als den Gesandten des Geistes; schon die angestrengte, gefährliche Reise durch die Länder, welche, der Feind besetzt hielt, bewies, wie ernstlich er es meinte.

Im Monate Mai reisete die Königinn nach Memel zurück. Die Franzosen drangen jetzt wieder angreifend vor, und für Königsberg war vom neuen zu fürchten, wenn die Hauptschlacht, die zu erwarten stand, unglücklich für Preußen endete. Die Prinzessinn

hatte beschlossen, nach Teplitz in Böhmen zu reisen, da ihr Gemahl die dortigen Bäder gebrauchen sollte. Die Reise konnte aber auf dem geraden Wege durch Schlesien nicht gethan werden, man musste einen großen Bogen durch das ehemalige Pohlen dem Feinde ausweichen. Da aber eine Reise durch Pohlen in großer Gesellschaft nöthig macht, daß man beinahe einen ganzen Haushalt mitnehmen möchte: so erhielt ich den Auftrag für einen Packwagen zu sorgen, der mit einigen Betten, Küchengeräth und Lebensmitteln beladen werden könnte.

In Königsberg befand sich ein gewisser Kriegsrath, Herr Herz mit Frau und zwei Töchtern, der von Berlin geflohen war, und jetzt dahin zurückzukehren wünschte. Er bat mich, ihm die Erlaubniss zu bewirken, sich an die Reisegesellschaft mit anschließen zu dürfen, um unter dem Schutze der hohen Reisenden den unsichern Weg durch Pohlen machen zu können. Die hohen Reisenden bewilligten ihm gern ihren Schutz, so wie auch einem Herrn Grafen von Dohna, der, in das Bad nach

Teplitz zu reisen von Beschwerden des Unterleibes gezwungen war.

Es war der 12. Juni 1807 an dem wir von Königsberg abreisten — zur glücklichen Stunde. Wir wussten nicht, daß bei Friedland eine Hauptschlacht begonnen hatte. Deren Folge war, daß die Franzosen am 18ten Juni in Königsberg einrückten.

Vierter Abschnitt.

Reise von Königsberg bis Teplitz.

Bei dem zahlreichen Gefolge der fürstlichen Personen bestand die Reisegesellschaft in einem langen Zuge. Wir hatten 7 Wagen und gebrauchten 33 Pferde. Durch Estaffette hatte ich die Pferde bis Bialystock vorausbestellt, und die Kammer zu Königsberg hatte für das jedesmalige Nachtlager zu sorgen die nöthigen Aufträge den Behörden gegeben.

Sobald man von Königsberg einige Stunden weit nach Morgen entfernt ist, wird die Gegend immer anmuthiger. In einem leichten, offenen Wagen fuhr ich auf festem Boden, wie im Fluge, bei den fruchtbarsten Getraide-

feldern vorbei, und wurde durch einzelne, nahe liegende Theile der Landschaft sehr entzückt. Bäume mit frischem, erfreulichen Grün prangten am Wege in mahlerischer Zusammenstellung, überall drängte sich üppig wachsendes Gras aus dem Boden vor, geschmückt mit mannichfaltigen Blumen; hier und da lagen Seen in den Kesseln kleiner Anhöhen, an deren Fuße wohlgebauete Mühlen ihr Geklapper verbreiteten. Reizende Aussichten darf man sich aber nicht unter diesen anmuthigen Ansichten denken: denn in die Ferne hin ist die Gegend zu eben; ihr gebricht es daher beim Hauptüberblicke an Mannichfaltigkeit. Berge bemerkt man nicht, obgleich die Anhöhen am Wege beträchtlicher werden, je näher man Insterburg kommt.

Gewöhnlich sind die Dörfer schlecht gebaut; nicht selten siehet man eine Hütte, die aus vier zerfallenen Lehmwenden besteht, und Luftlöcher statt der Fenster hat. Aus dem überall durchbrochenen, und vom Winde zerzausten Strohdache steigt der Rauch vor: denn ein Schornstein ist nirgends angebracht. Welch ein gedemüthigter Mensch in so einer Hütte

wohnt, kann man leicht schließen. Doch ist der Menschenschlag vortrefflich, und der einzelne Mensch entwickelt sich herrlich sobald ihm nur die Umstände begünstigen; selbst als Soldat bildet sich der rohe Bauer vortheilhaft um, und der ostpreußische Soldat gehört zu den tapfersten, treusten und biedersten. Die Adeligen hatten ihre gesammte Dienerschaft aus Leibeigenen sich zugezogen, und nicht allein gewandte Bedienten und Kutscher, sondern auch Köche und Haushofmeister aus ihnen gemacht.

Damals war der Bauer noch leibeigen; mit dem Jahre 1810 musste die Leibeigenschaft aufhören. Aber vor der Hand ist das Los des Bauers dadurch nicht gebessert: denn er hat durchaus kein Eigenthum. Seine Hütte, sein Feld, sein Vieh, sein sämtliches Haus- und Feldgeräth gehörte dem Edelmanne. Daß ihm alles verliehen war, dafür gehörte er mit Weib und Kindern dem Herrn an, und musste für ihn arbeiten. Will er jetzt sein Leben erhalten: so muss er unter gleichen Bedingungen fortdienen; nur mit dem Unterschiede, daß er fortziehen und seine Hütte verlassen kann,

wenn ihm die Last zu schwer fällt. Doch war damals die Lage sehr vieler Leibeigenen gut. Einsichtsvolle, menschliche Gutsherrn, bothen alles auf, um diese Menschen höher zu stellen, sie aus der Trägheit und Sorglosigkeit, in welche Leibeigenschaft gerathen läßt, emporzuziehen, und in ihnen selbst die Lust zu Erwerbung eines Eigenthums zu erwecken.

Auf der Straße nach Insterburg sind viel königliche Domänenämter, d. h. große Güter, deren Besitzer der König ist. Die Amtsdörfer zeichnen sich besonders aus. Die Amtshäuser sind alte Burgen der deutschen Ritter, in denen die Ordenskomthure ihren Sitz hatten. Selten findet man bei ihnen Spuren eines Thurmes; doch überall siehet man die Überbleibsel der Wälle, die sich um das große, viereckige Wohnhaus zogen. Diese Gebäude sind von rohen Steinen aufgeführt, ohne äußern Kalkbewurf, die Fenster haben gewöhnlich gothische Bogen, sind aber im Verhältnisse zur Größe des Gebäudes klein.

Die Begräbnißplätze auf dem Lande sind romantisch. Eine Anhöhe nahe an der Straße ist dazu gewählt; die trauernde Kiefer ist hier

aufgewachsen, und die Natur hat sie so geordnet, daß die Trauer des Ortes dadurch befördert wird. Hier stehet eine nur einsam neben einem Grabe, dort drängen sich mehr zusammen, und die jüngern Bäumchen überdunkeln die dazwischen liegenden Gräber. Ein viereckiger Rahmen aus Bretern fasst den Grabeshügel ein wie ein Blumenbeet. Seine Außenseite ist mit Sprüchen der Bibel geziert, und mit dem Namen des Todten versehen. Die Erde, welche den Rahmen ausfüllt, ist mit Gras und Gesträuch bewachsen, und mit Feldblumen, besonders mit der stattlichen Königskerze, der Malve des Feldes, geschmückt. Nie hat so ein Ruheplatz eine Befriedigung oder Mauer. Ähnliche Rahmen auf den Gräbern findet man auch in Pommern und im Mecklenburgschen.

Unbequem für den Reisenden sind die Schlagbäume oder Vergatterungen vor dem Eingange der Dörfer. Am heutigen Tage mussten sechzehen vor uns geöffnet werden. Es hängt keine Abgabe davon ab; die Bauern müssen den Eingang öffnen, der darum verschlossen ist, damit das frei laufende Vieh sich

nicht aus dem Dorfe entfernen kann. Doch betteln die Knaben, welche den Schlag öffnen, von einem Ende des Dorfes bis zum andern an Wagen her.

Gegen Mittag kamen wir in das Städtchen

Lapiau,

welches 5½ Meile von Königsberg entfernt ist. Es liegt ganz offen auf einer Anhöhe am Pregel, in welchen sich die von Norden kommende Deine ergießt. Die Häuser sind nicht wohl gebaut, die Straßen breit, aber schmutzig. In frühester Zeit war hier eine Festung der alten Preußen, die deutschen Ritter erbaueten ein großes Schloss, welches die Deine von der Stadt trennt. Der erste Herzog von Preußen, Albrecht, starb in dem Schlosse. (1568.) Das Städtchen war jetzt voll von russischer Reiterei, welche sich eben auf den Straßen zu einer Übung versammelte. Wir hatten von hier bis zu unserm Nachtlager Insterburg 7½ Meilen zu fahren. Wir fanden gute Wege, weil das Wetter anhaltend trocken und heiter und der Boden fest war; gegen Taplaken kam bisweilen Sand vor. Eine halbe Viertelstunde nach Taplaken, einem königlichen Amte, wo

wir die Pferde wechselten, hatten wir ein gefährliches Stück des Weges. Der Pregel durchfließt hier ein enges Thal. Beträchtliche Anhöhen aus Sand schließen ihn ein. Sein anschwellendes Wasser hat sich hier eine vielarmige Bahn gerissen: denn im Frühjahr wächst er sechs bis acht Fuß, und wird furchtbar durch die Zerstörungen in den weiten Ebenen, über die er sich ausbreitet. Durch jenes Thal führt deßwegen ein, die Straße tragender, Damm, welcher von mehrern Brücken unterbrochen ist, damit das ausgetretene Wasser durch strömen kann. Diese Durchgänge hatte aber der Pregel zu Anfange des Frühjahres so erweitert, daß die Dammenden von den Brücken abgerissen waren, und diese ohne Verbindung da standen. Man hatte aus Noth schwache Bäume über die Lücken bis zu den Brücken gelegt, und sie mit runden Hölzern in der Breite überdeckt. Die Überfahrt war äußerst gefährlich. Die Pferde hatten keinen sichern Tritt, und unter den schweren Wagen biegten sich die schmalen Nothbrücken. Wie leicht hätte ein Wagen durchbrechen, und in die beträchtliche Tiefe hinabstürzen können.

Insterburg.

Gegen Abend kamen wir Insterburg näher. Wir glaubten in einen Garten einzufahren. Der Erdboden ist fruchtbar. Die Felder sind fleißig bearbeitet, der Graswuchs ist üppig, überall haben sich Bäume angesiedelt, wo nur der Landmann es ihnen vergönnt hat, Grasblumen bedeckten alle Raine und alle Graben an der Straße.

Die Stadt, 13 Meilen von Königsberg, liegt an dem Pregel, der von seinem Ursprunge bis hierher Angerap heißt, und hier durch die aufgenommene Inster schiffbar wird. Ein schiffbarer Strom erweckt Lust zum Handel, und befördert ihn. Das fruchtbare Land um Insterburg lieferte daher den Bürgern Gegenstände genug, um den Handel anzuknüpfen und zu heben; alle Arten des Getreides, so wie viel Leinsat werden von hier nach Königsberg verschifft, und andere Gegenden schicken ihre Vorräthe theils auf Kähnen, theils auf Wagen hierher, um sie auf Schiffe nach Königsberg verladen zu lassen. Auch handelt Insterburg mit seinem Zinnober. Dieser wird aber nicht auf bergmännische Art gewon-

nen, — sondern — gebrauet. So nennt man nemlich das hiesige dunkle Doppelbier, welches sehr stark, aber wohl nicht so gesund ist, wie es die Insterburger anpreisen. Die Stadt ist kleinstädtisch gebauet, hat lange, mitunter breite Straßen, aber gewaltig viel Koth in denselben. Die üble, polnische Sitte, die Schweine auf der Straße umher laufen zu lassen, ist entweder durch den Koth befördert worden, oder sie hat Ursache an demselben gehabt. Jetzt scheint eins des andern wegen da zu sein.

Für uns war von der Behörde in dem Hause der Frau Oberstlieutenantinn von Massenbach das Nachtlager veranstaltet worden. Wir wurden mit Güte und Gastfreundschaft aufgenommen. Das Haus war groß und wohleingerichtet. Am Morgen, als alles zur Abreise fertig war, kam der Großfürst Konstantin nach Insterburg. Er eilte, die Prinzessinn noch zu sehen. Von ihm erfuhr dieselbe erst, daß am vorigen Tage die unglückliche Schlacht bei Friedland, (welche am 14ten entschieden wurde,) begonnen hatte. — Ich freuete mich sehr, dazu beigetragen zu haben, daß die Prin-

zessinn nicht in Gefahr gekommen war: denn es war in Königsberg beschlossen worden, den kürzern Weg nach Bialystock über Friedland zu nehmen, und die Pferde waren schon durch Estaffeten bestellt worden. Ich wagte es, dagegen Vorstellungen zu machen, und den Weg für höchst gefährlich zu schildern, da nach dem jetzigen Stande der Heere, die Russen leicht zurückgedrängt werden, und wir zwischen die Heere gerathen könnten. Wir hätten zwar zeitig wieder umkehren können, aber zu befürchten wäre auch bei der Rückkehr viel gewesen, ohne zu rechnen, daß wir für den andern Weg die Zeit der Sicherheit verloren gehabt hätten. Die Prinzessinn gestattete mir, die Reisebahn zu verändern, und den sichern Umweg nach Bialystock zu wählen. Ich ließ durch eine zweite Estaffette die vorige Bestellung auf dem Wege über Friedland zurückrufen, und eine dritte nach Insterburg abgehen.

Der Weg ging heute, am 13ten, zunächst nach der Stadt

Gumbinnen

3¾ Meilen von Insterburg. Als Sitz der litthauischen Kriegs- und Domänenkammer hebt

sie sich vor andern Städten, und hat ein wohlgefälliges, reinliches Ansehen; mehrere Häuser zeichnen sich durch Größe und edle Bauart aus. Die Pissa durchfließt die Stadt, und ist zugleich eine der Quellen des Pregels, indem sie sich mit der Angerap verbindet. Ihre Ufer waren in der Stadt mit Bäumen bepflanzt, und zu anmuthigen Spazirgängen eingerichtet. Das Rathhaus gehöret zu den schönsten Gebäuden der Stadt. Der Postmeister in Gumbinnen erhob viel Geschrei über die Unsicherheit der Wege, besonders wenn wir über Goldap hinaus wären. Er schien die Nachrichten, die uns in Königsberg mitgetheilt wurden, zu bestätigen, daß nemlich hinter Gumbinnen in den Wäldern sich aufrührerische Bauern, liederliches Gesindel und plünderungssüchtige Soldaten vom russischen Heere zu Räuberhorden vereinigt hätten. Er bot alles auf, um uns zu bereden daß wir eine Begleitung von Soldaten, wenigstens einen russischen Offizier mit nehmen möchten, der sich im Posthause befand. „Man schlägt Sie unterwegs todt, sprach er; denken Sie an den Postmeister in Gumbinnen!" Es wurde aber von

alle dem nichts angenommen. Eigentlich hatte man zur Absicht, den russischen Offizier, der von seinen Wunden in Gumbinnen wieder hergestellt worden war, auf diese gute Art bis an die russische Grenze zu befördern.

Am 19. Junius 1812 hatte Napoleon sein Hauptquartier in Gumbinnen; in der ganzen Gegend lag sein ungeheures Heer, Heuschrecken gleich, theils in den Dörfern, theils im freien Felde, wo die Truppen wie im feindlichen Lande die Dörfer ausplünderten, wo sie, um Hütten zu bauen, Bäume vor den Abtheilungen der Hüttenreihen aufzurichten, und Brennholz zu erhalten, große Wälder verwüsteten, und Dörfer zerstörten. Hier war es, wo der Kaiser die Gewissheit erhielt, daß Russland keinen Frieden sich aufdringen lassen wollte, und sein Gesandter nicht einmal vorgelassen worden wäre. Er rief aus: „die Überwundenen nehmen den Ton der Sie„ger an! das Verhängniss reißt sie fort; ihr „Schicksal wird erfüllt!“ (Welch eine Frechheit!) — Und sein Schicksal wurde erfüllt! Sein Verhängniss riss ihn fort. So stürzt der Übermuth von der schwindelnden Höhe,

auf der er nicht mehr das Gleichgewicht halten kann!

Die Gegend bis Gumbinnen war sehr fruchtbar; von Gumbinnen bis Goldap (5 Meilen) nahm die Fülle der Fruchtbarkeit etwas ab, das Land wurde mitunter steinig oder sandig.

Goldap

ein kleiner, unansehnlicher Ort mit einem ungeheuer großen Markte liegt einsam in halbtodter Gegend: denn jenseit erheben sich unfruchtbare, öde Berge, welche bei Veränderung des Wetters dampfen. Die Prinzessinn stieg bei der Frau Generalinn von Courbiere ab, deren nun verstorbener Gemahl sich damals durch die tapfere Vertheidigung der Festung Graudenz so rühmlich auszeichnete. *) Das Haus war das bedeutendste in der Stadt, und hatte einen sehr großen, wohlangelegten Garten, dessen hohe Bäume, und üppiger Wuchs

---

*) Als der französische die Festung belagernde General noch zuletzt ihn zur Uebergabe auffordern ließ, indem das ganze Land erobert, und kein König von Preußen mehr wäre: ließ er antworten: wenn kein König von Preußen mehr ist: so mache ich mich zum Könige von Graudenz, und übergebe die Festung — nicht!

der Gemüse die Fähigkeit des Bodens, fruchtbar zu sein, hinlänglich bewies. Ackerbau ist die Hauptbeschäftigung der hiesigen Bürger. Weil daher jeder Bürger Stallung besitzt: so war die Stadt der Standort einiger Schwadronen schwarzer Husaren gewesen. Die Offizier bei diesem Korps, begüterte Männer, hatten einst beschlossen, für ihre Husaren eine Kirche auf dem Markte zu bauen, und einen eigenen Feldprediger zu besolden: da die Husaren vom State keinen Feldprediger bekommen. Jetzt stand die Kirche verlassen; sie war zu einem Magaziene eingerichtet.

Am 14ten reiseten wir von Goldap nach Oletzko. Wir fuhren auf beschwerlichen Wegen jene wüsten Berge hinan. Jenseit ziehet sich das Land allmählig tiefer, ist aber minder fruchtbar, und von Nadelwäldern bedeckt. Die Dörfer sind ganz aus Holz gebauet, doch besser und größer als in Pohlen. Behauene Balken werden über einander gelegt und in den Ecken in einander gefügt; dadurch entstehen die Außenwände der Häuser. Das Dach ist mit Stroh gedeckt. Ungefähr nach zwei Stunden fuhren wir durch so ein Dorf,

welches ganz menschenleer war. Die Fenster waren eingeschlagen, die Thüren nicht mehr vorhanden, die Strohbedeckung des Daches war herabgeworfen, theils ganz verschwunden. Wir mussten glauben, daß ein durchstreifender Heerhaufen der Russen diese Verwüstung angerichtet, und das Stroh von den Dächern abgeworfen hätte, um daraus eine Streu für die Pferde zu machen. Unser Postillion, ein Bürger aus Goldap, war selbst damit unbekannt, und konnte uns daher auch nichts gewisses sagen.

Nach einer halben Stunde kamen wir wieder durch so ein Dorf, das eben so zerstört und menschenleer war. Doch fanden wir am Ende desselben noch ein bewohntes Haus. Zwei erwachsene Mädchen in Sonntagskleidern stan. vor der Thür, ein Mann mit einer Flinte stand vor der Umzäumung des Hofes, als sollte er etwas bewachen. Ein halb erwachsener Knabe kletterte in einem verfallnen Hause umher. Die Garten und Felder um das Dorf waren gänzlich vernachlässigt. Die Leute sprechen hier nicht mehr deutsch sondern litthauisch. Von diesen konnten wir daher auch keine Er-

kundigung einziehen. Es fiel uns auf, daß wir seitwärts wohlunterhaltene Dörfer erblickten, deren Gärten und Felder, deren Herden von Hornvieh und Pferden einen gewissen Wohlstand verriethen. Nach einer Viertelstunde kamen wir vor ein Wirthshaus, das einzeln an der Straße lag. Die Pferde wurden hier getränkt. Die Wirthinn sprach deutsch. Wir fragten sie gleich nach jenen Dörfern. Diese Dörfer, sagte sie, hießen Dorse und Willkasse. Sie gehörten dem Herrn von Wirsowiczky, der drüben in Gellweide wohnte. Seine Bauern wären ihm alle fortgelaufen, weil er sie bedrückte, sie zu unerträglichen Arbeiten zwänge, ihnen nichts bauete, die Häuser über dem Kopfe einfallen ließe, und dennoch den armen Menschen alles nähme. Er sperrte oft die Bauern vierzehntage lang bei Wasser und Brod ein, führe mit zwei großen Krückenstöcken spaziren, und thäte, als ob er im Kriege zu Schanden geschossen wäre; aber wenn er prügeln wollte, könnte er mit den beiden Krückenstöcken recht tüchtig losschlagen. Der Mann mit der Flinte in jenem Dorfe wäre als Wächter hingestellt, um zu

verhindern, daß die letzte Familie fortliefe. Die Bauern hätten sich in Gumbinnen beim Könige, als er durchgereist wäre, beschweren wollen; ihr Herr wäre ihnen aber zu vorgekommen, hätte sie einsperren, und vierzehen Tage lang im Hundeloche schmachten lassen.

Dieser Mensch, der sich vernunftlos daran zu ergötzen scheint, Menschen zu quälen, wird mit Schrecken den Befehl des Königs vernommen haben, daß alle Leibeigene frei sein sollen.

In dieser Gegend giebt es viel Wölfe, welche sich im Sommer in den östlichen dicken Waldungen aufhalten, im Winter aber schaarenweis gegen die Dörfer ziehen.

Nachdem wir einen nicht unterhaltenden Weg von 5 Meilen zurückgelegt hatten, kamen wir des Mittags nach

Oleczko

am Flüßchen Lega und dem Olezko-See. Hier hatte der erste Herzog von Preußen, Markgraf Albrecht, eine Unterredung mit dem Könige von Polen, Sigismund August im Jahre 1560. Zum Andenken an diese Begebenheit stifteten beide Fürsten Städte; Albrecht die Stadt Oleczko, die daher den

Namen Marggrabowa führt; der König von Polen die Stadt Augnstowa 8 Meilen von hier in Litthauen.

Als wir auf der Mitte des ungeheuer großen Marktes, auf dem die dritte halbhundert kleinen Häuser der Stadt fast Raum gehabt hätten, ankamen, war der Gottesdienst so eben beendigt. Die sonderbar geputzten Menschen strömten zu unserm Wagen. Die andern Wagen waren noch weit zurück: denn ich fuhr mit dem Prinzen zu Solms-Braunfels zeitig voraus, um alles nöthige in Bereitschaft zu setzen. Es belustigte mich, daß ich hier die Aufmerksamkeit des Publikums fast einzig auf mich zog, — und zwar — einer Kouriertasche wegen, die aus rothem Marokin gearbeitet war, und das nöthige Reisegeld und die Brieftasche bewahrte. Ich hatte es fürs bequemste und sicherste gehalten, in so einer verschlossenen Tasche, die man vorn auf der Brust trägt, das schätzbarste aufzubewahren. Die Leute mochten sich etwas großes unter der Tasche vorstellen.

In einem sogenannten Gasthofe fanden wir nichts zu essen, doch wenigstens Schutz vor der Sonne und den andrängenden Menschen.

Ich wunderte mich, daß sich kein Postmeister sehen ließ, dem ich das gesammte Postgeld bezahlen konnte. Man sagte mir, ich müſſte selbst zu ihm gehen: denn er äße jetzt. Ich muſſte über den großen Markt wandern, von einer großen Menge Menschen begleitet. Den Postmeister fand ich in Hemdenärmeln am gedeckten Tische sitzen, und so ungestört Schweinebraten verzehren, daß er mit dem Bissen im Munde immerfort sprach. Er sagte mir, daß er jetzt den Betrag des Postgeldes nicht ausrechnen könnte; ich möchte es selbst thun. Bis Lyck (sprich Lyzk) wären 4 Meilen. Ich berechnete das Geld; er erwiederte: jetzt könnte er nicht sagen, ob es so richtig wäre; aber er glaubte, ich könnte besser rechnen, als er. Dann ließ er seine Frau aufstehen, um zu sehen, ob das Geld richtig gezählt wäre. So ein Mensch hat wirklich anlage zum Fettwerden — und die Gestalt des Postmeisters bestätigte diesen Satz.

Der fernere Weg führte über hügeliges Land, das schon Höhe gewonnen hatte, die Flüsse schlängelten sich durch Thäler. Auf den Dörfern fanden wir die Bauern vor den Wirthshäusern auf Bäncken sitzen, das Bierglas in der Hand. Die Gesellschaften waren sehr still, und schienen den Sonntag als wahren Ruhetag zu betrachten. Das Bier war für uns nicht zu trinken.

Nach zurückgelegten vier Meilen fuhren wir zwischen Gemüsgarten in

Lyck (sprich Lyzk)

ein. Diese kleine Stadt besteht aus einer einzigen langen breiten Straße, oder die Häuser sind an einen sehr langen Marktplatz gebauet. Die Bewohner sind wohlhabend, mitunter reich. Das Land ist fruchtbar, der Getreidehandel wird hier stark betrieben. Außerdem wird viel Tuch verfertigt und nach Polen abgesetzt. Der Magistrat hatte zu unserer Aufnahme die besten Häuser in Bereitschaft setzen lassen; allein durch ein Versehen war uns dieses nicht gemeldet worden, und auf der Post wurde es verschwiegen. Der Postmeister hatte die Absicht, uns alle bei sich zu behalten. Es

war freilich eng bei ihm; ich theilte ein, so gut ich konnte, und ließ unsern Koch sich in der Küche einrichten. Doch musste ich, zur Unterbringung der Damen im Gefolge, in der Stadt umherwandern, und mich nach Wohnungen noch umsehen. Da erfuhr ich die Veranstaltung des Magistrats, leider! zu spät. Bei dem Kapellan fand die Hofdame, Fräulein von Lestocq eine sehr gastfreundliche Aufnahme. Ich besuchte ihn am Abende, und es war mir recht wohl in der Gesellschaft dieses gebildeten Mannes. Er war glücklich durch eine häusliche, gebildete und schöne Frau, hatte sein gutes Auskommen, eine angenehme Wohnung, und freuete sich seiner zahlreichen Familie. Aber er hatte auch Leiden. Ein Sohn, der, wenn ich nicht irre, im elften Jahre stand, hatte seit mehreren Jahren eine Leberverhärtung. Dadurch war die Scheidung der Galle gehindert, und überhaupt das ganze Verhältniss der für das Leben arbeitenden Körpertheile aufgehoben. Der ganze Körper des Knaben so wie das Angesicht war fast safrangelb, und die Hornhaut der Augen hatte die nemliche Farbe. Selbst die Röthe der Lippen fehlte. Ein

schrecklicher, das innigste Mitleiden erregender Anblick! Gedrückt von den vielfachen Leiden, verhindert an der freien Bewegung durch die verhärtete Leber, stand der bejammernswerthe Knabe da; er konnte nur stehen oder liegen; sich niedersetzen konnte er nicht. Seine Geschwister sprangen heiter und froh im Garten umher; ihm hatte die Natur den Genuss ihrer Freuden versagt. In dem Zimmer blieb er stehen, an das Polster eines Stuhles gelehnt. Mit schmachtendem Blicke sahe er hin zu den fröhlich vorbeispringenden Brüdern; doch sein Leben sollte nicht des Lebens Anmuth haben. Sein Vater sagte zu mir: wir haben alles gethan; ihm ist nicht zu helfen, wir thun nichts mehr! Er ist verloren; er muss langsam sterben! Wenn sie doch bald käme die Stunde der Trennung! — Wie oft wird von der Liebe der Tod als eine Wohlthat erfleht!

Die Nacht brachte ich im Posthause auf einer guten Streu mit meinem Zöglinge zu. Diesem hatte das Lager, der Neuheit wegen, gefallen. Als ich vor der Abreise den Mädchen im Hause die Trinkgelder vertheilte, weinte die eine von ihnen, und sagte: nun reisen Sie

wieder fort, und wir haben Sie doch kaum gesehen! — Das gehet ja auf der Reise nicht anders, erwiederte ich; da kehret man Abends ein, und fähret am Morgen wieder fort. Ach Gott, antwortete sie, aber so gute Leute möchte ich gern noch länger ansehen! —

Bis hierher erstreckt sich noch die ostpreußische Sitte der gemeinen Leute, dem Vornehmern den Oberarm zu küssen. In Polen fasst der gemeine Mann das Knie des Vornehmen an, und wirft sich aus knechtischer Furcht fast vor ihm auf die Erde nieder.

Als wir abreisen wollten, entstand große Unordnung der Pferde wegen. Pferde waren zwar genug da; aber keins war vor die Wagen gespannt: denn jeder wollte anspannen, wo es ihm beliebte, und der Postmeister, der kein Ansehen zu haben schien, konnte die Ordnnng nicht herstellen. Die meisten Fuhrknechte verstanden kein deutsch, sprachen nur polnisch. Ich konnte daher durch Worte nichts ausrichten. Ich musste das allgemeine Zeichen des unbedingten Gehorsams, den Stock gebrauchen. Mit diesem kann man alles, mit guten Worten und Vorstellungen bei den Polen nichts

ausrichten. Der Stock brachte alles in die beste Ordnung; jeder spannte an, wo ich ihn hinwies. Es ist traurig, Menschen so behandeln zu müssen; aber es ist nothwendig, wenn sich der unbändige Wille nicht anders lenken läßt. Gehorcht doch mancher Knabe unter gebildeten Menschen keinem vernünftigen Grunde, sondern nur erst dem schmerzhaften Zwangsmittel.

Ein Zimmermannsgesell, der deutsch sprechen konnte, trat hinten auf den Wagen. Seinem Vater gehörten zwei mit vorgespannte Pferde. Er war uns nützlich, um den Fuhrleuten unsern Willen bekannt zu machen, und unsere Fragen über die Gegend zu beantworten.

Nachdem wir durch tiefen Sand lange geschleppt worden waren, erreichten wir die polnische Grenze, und kamen nach dem damaligen Neuostpreußen, welches bald darauf im Frieden von Tilsit von Preußen getrennt, und theils dem neuentstandenen Großherzogthum Warschau, theils dem russischen Reiche zugetheilt wurde, jetzt aber einer neuen Umgestaltung unterworfen sein wird.

Das erste polnische Dorf empfahl sich uns nicht sonderlich. Es bestand aus kleinen hölzernen Hütten, die eng zusammengebauet waren, so daß nicht einmal ein Stall oder ein Hof oder ein Gärtchen entdeckt werden konnte. Doch der Ställe bedarf der Pole nicht: denn das Vieh hat die Ehre, bei ihm in dem Vorhause (Flur oder Diele), oder selbst in seiner Stube zu wohnen. Einen Garten wünscht er nicht, weil er theils zu träge ist, denselben zu bearbeiten, theils keine Begierde nach Obst in sich nährt; er ist zufrieden, wenn er sein tägliches Sauerkraut und seinen schlechten Brantwein in vollem Maße genießen kann; und dergleichen Ergötzlichkeiten dienen auch der Jugend statt des Obstes, an welchem sie sonst so viel Wohlgeschmack findet. Das ganze Dorf war von Juden bewohnt, welche hier, gleich den andern Bauern, Feldbau betreiben, nur mit dem Unterschiede, daß sie wohl dienstpflichtig dem Grundherrn, aber nicht leibeigen waren. Der Jude in dieser Gegend unterscheidet sich von seinen Glaubensgenossen nach Lublin und Krakau hin, oder im ehemaligen Westgallizien durch Gestalt, Tracht und Lebens-

art. Ich werde in der Folge von den gesammten Juden in Polen sprechen.

Unser Weg ging nach Szczuczyn (sprich S—tschutschin) 5 Meilen von Lyck. Eine Stunde vor dieser Stadt sahen wir rechts etwas entfernt vom Wege ein polnisches adeliges Gebäude am Ende eines Dorfes. Es war ganz aus Holz errichtet, mit Schindeln gedeckt, und unterschied sich von den gemeinen Bauerhäusern durch eine edlere Gestalt, durch Größe und durch fleißigere Bebauung und Zusammenfügung der Baumstamme, aus welchen es bestand. Die weiß graue Farbe, welche das Holz angenommen hatte, und die angenehme Lage unter Bäumen gab dem Ganzen eine freundliche Ansicht. Der Zimmermannsgesell nannte es ein Schloss, und versicherte, daß es nie bewohnt worden wäre. Er erzählte folgendes. Der Bauherr hatte das ganze Gebäude an einen Zimmermann verdungen. Dieser errichtete das Haus, setzte es in bewohnbaren Stand und verlangte den Lohn. Allein der Edelmann hielt nicht Wort, und zog dem Baumeister einen großen Theil des festgesetzten Geldes unter nichtigen Gründen ab.

Der Zimmermann, darüber erbittert, ging zu einem Zauberer, und ließ einen fürchterlichen Poltergeist in das neue Haus bannen. Der Geist erlaubte nicht, daß der Edelmann dasselbe bewohnen konnte. Er geht aber jetzt noch weiter: denn er gestattet nicht einmal, daß man das Gebäude einreiße. So verstehen sich auch die Polen zu rächen!

Fest und eben war der Weg bis

S z c z u c z y n.

Diese kleine Stadt hatte ein gutes Straßenpflaster und überhaupt ein reinliches Ansehen. Die Häuser waren aus Fachwerk gebauet, und einige sogar gediegen aus Stein. Eine zahlreiche Menge der Bewohner hatte sich vorher schon versammelt, um uns zu sehen. Wohlgeputzt saß die sogenannte Noblesse auf der Treppe des Postmeisters, und die guten Freunde desselben benutzten die Erlaubniß, in der Stube an den Wänden zu stehen. Daß wir wie Wunder angestaunt wurden, daß man jeden unserer Schritte mit den Augen verfolgte, auf jedes Wort horchte, und uns immer eng einschloß, darf ich wohl nicht anführen, da dieses auch in Deutschland zu geschehen pflegt,

wenn die Durchreise fürstlicher Personen an einem Orte bekannt wird. Daſſ ſich dann auch der unbedeutendſte im Gefolge gern wichtig macht, liegt auch in der Natur des unbedeutenden: denn hier geht es ihm einmal ſo wohl, mehr Ehre auf einige Augenblicke zu genießen, als er je genoſſen hat.

Wir fuhren von Szczuczyn ab, als die Sonne ſchon hoch zu ſtehen anfing, und wurden von der großen Hitze des Tages ſehr gedrückt. In Oſſowiecz (4 Meilen weiter) ſollten wir übernachten. Wir durchfuhren ſehr vernachläſſigte Gegenden und lange, unfreundliche Wälder. Statt wohlbelaubter, hoher Bäume ſtand ungeſundes Holz hier mit verkrüppelten Stämmen und matten Blättern. Die Hitze war hier faſt unerträglich. Abgehauene Stämme lagen weit und breit umher, und waren der Faulniſſ preis gegeben. Einige hatten ſchon ſo lange gelegen, daß aus ihnen Erde geworden war. Man ſahe aber an der Erhöhung des Bodens noch den Stamm mit ſeinen Äſten. In der Folge habe ich erfahren, daß die Wälder von unwiſſenden, nachläſſigen Dienern verwaltet worden ſind. Dieſe be-

gnügten sich in guter Gesellschaft ihren Gehalt zu verzehren, kamen aber nicht in die Gesellschaft der Bäume, dachten auch nicht darüber nach, wie sie zum Gewinne für den König das Holz benutzen könnten. Diese Nachlässigkeit gab den Holzdieben ein offenes Feld zu ungestörter Betreibung ihres Gewerbes. In der Nacht fällten sie die schönsten Bäume, und fuhren sie ab. Bisweilen war es ihnen nicht möglich, die Stämme unentdeckt fortzuschaffen; sie blieben liegen. Dadurch vermehrte sich von Jahr zu Jahr ihre Anzahl. Doch sollten jährlich über tausend Stämme von den Dieben fortgeschafft, und auf der Weichsel bis nach Danzig verfahren werden.

Wir hatten noch viel Sandgegenden zu durchfahren ohne ein Dorf nur zu sehen, ehe wir nach

O s s o w i e c z

kamen. Wie? Hier sollte die Prinzessinn über Nacht bleiben! Ungefähr dreißig zerstreute Hütten aus Holz und am Ende des Fleckens ein etwas größeres hölzernes Haus von reinlichem Ansehen, das Posthaus, lagen auf ebener Erde, welche von Bäumen wenig beschattet wur-

den. Weiter zu fahren, war den Umständen nach unmöglich. Im Posthause räumte der Postmeister, ein sehr gefälliger Mann, alles ein, was er nur konnte; so daß ich drei enge neben einander liegende Behältnisse für die Prinzessinn, deren Kinder und ihre Damen bestimmen konnte. Die übrigen Reisenden waren genöthigt in der großen Scheune die Nacht zuzubringen. Hier standen lange Postwagen, welche statt der Bettgestelle dienen mussten. Ein gutes Strohlager fehlte nicht. Da es noch hoch am Tage war, hatte ich Gelegenheit, die Hütten zu besuchen, und die Gegend zu durchgehen.

Die Blockhäuser sind 15 bis 16 Ellen lang und 6 bis 7 Ellen breit. Gegen das eine Ende der Länge ist die Thür angebracht. Tritt man durch dieselbe: so kommt man in einen kleinen Raum, welcher als Vorrathskammer, Kuhstall und Küche benutzt wird. Man sieht keine Decke, sondern gleich die Sparren des Daches, welches mit Stroh oder Schilf bedeckt ist, und Lücken hat damit der Rauch sich durchziehen könne: denn an einen Schornstein ist selten gedacht. An der Rückwand des Herdes

ist das Holz mit Lehme beschmiert. Die Wohnstube erfüllt den übrigen Raum, und gleicht einem Kasten, weil sie eine Decke hat. In ihr stehet ein Ofen aus Ziegeln; neben diesem befindet sich ein kleiner Kamin, der zur Erleuchtung des Abends dient. Eine Scheidewand schneidet von der Stube eine Kammer ab, in der man sich kaum umdrehen kann. Alle Wände bestehen aus Balken, die übereinander gelegt, und in den Ecken mit vorgreifenden Köpfen zusammengefugt sind. Von innen sind die Fugen der Balken mit Thone verstrichen. Das Hausgeräth besteht in einer Bank, die um die Wand läuft, einem Tische und einigen Stühlen. Ackerwerkzeuge und Körbe, welche der Pole besonders gut zu flechten versteht, nebst Schüsseln und Töpfen liegen überall umher. In einem da stehenden Kasten werden die Kleider und Wäsche der ganzen Familie aufbewahrt. Der widerlichste Schmutz herrscht hier und ein verpestender Geruch treibt den Fremden bald an die frische Luft zurück. Im Sommer geht der gemeine Pole im Hemde, so daß es über die langen leinwandnen Beinkleider hangt. Die Füße

sind nackt; den Kopf bedeckt ein Strohhut. Sein Har hangt, nie gekämmt und verschnitten, wild um den Kopf; aber einen Schnurrbart lässt er nicht fehlen. Auch die Weiber haben keine andere Bekleidung als das bloße Hemd, welches oben am Halse in einen schmalen Bund gefasst ist. Der Anblick so einer Frau im schmutzigen Hemde ist ekelhaft bis zum Erbrechen, zumal da die Hare eben so verwirrt und unreinlich, wie bei den Männern, den Rücken hinabhangen. Allenfalls ist ein Tuch so über den Kopf gebunden, daß die Zipfel über den Scheitel flach hinunter liegen.

Die anständige Kleidung des Polen besteht für gewöhnlich in einer Art Überrock, welcher bis auf die Hälfte der Oberschenkel reicht, hinten im Schoße nicht getrennt ist, und keine Knopflöcher hat; vermittelst sparsam gesetzter Schnüren wird er, wie die Husarenkleidung, zusammengeschlungen. Dieses Kleid, welches gewöhnlich aus braunem groben Tuche besteht, habe ich Tarakatka nennen hören. Noch anständiger und festlich ist ein gleiches, aber längeres Kleid, die Kurtka. Sie hat ebenfalls keine Naht in der Mitte des Rücken-

theils, und daher keinen Aufschnitt des Schoßes. Vorn wird sie durch Plattschnuren zusammengeschlungen. Alle Nähte und die Höhen auf den Falten des Schoßes sind mit bunt durchwirkten Bändern oder Borten besetzt. Eine Schärpe darf bei diesem Anzuge nicht fehlen.

Die Edelleute trugen sonst auch eine Nationalkleidung. In Lublin und Crakau habe ich noch dergleichen gesehen. Der Rock ist eine gewöhnliche Kurtka mit doppelten Ärmeln. Die obern haben im Obertheile in der Mitte des Oberarmes einen schrägen Schlitz. Durch diesen sind die Unterärmel gezogen, welche eine andere abstehende Farbe haben. Der Oberärmel flattert daher hinterwärts, wenn das Kleid angezogen ist. Ist es kalt und regnig, so wird der Unterärmel in den Oberärmel gezogen, doch scheint er durch den Schlitz noch vor. Der wichtigste Putz des Adels ist die Schärpe. Sie ist aus Seide gewebt, und hat oft die schönsten Farben und die geschmackvollsten Muster. Sie ist oft von orientalischem Gewebe und sehr theuer. Vormals trug jeder polnische Edelmann, sogar der ärmste, der wie ein gemeiner Bauer einhergeht, einen Säbel. Allein

damals war von den Regierungen, unter denen das zerstückte Polen stand, diese Auszeichnung dem Adel versagt worden.

Ossowiecz war vor 4 Jahren noch eine Stadt gewesen, und hatte sogar ein Wirthshaus gehabt; jetzt war dieses vom Sturme größtentheils eingeworfen. Man fing an, dasselbe vom neuen einzurichten. An den meisten Häusern war ein Stall, bisweilen sahe ich zwei. Ein in die Erde gegrabenes, mit Holz ausgezimmertes Loch diente zum Keller. Mehrere Häuser waren ganz verlassen, und ohne Fenster; die Kosacken hatten dieselben verwüstet, und den Bewohnern alles geraubt; diese waren fortgelaufen. Der Postmeister hatte das Dorf gepachtet. Er behandelte die Bauern gut, und wurde dagegen sehr geliebt. Auch hier bestand die größere Zahl aus Juden, welche Ackerbau trieben.

Da wir am folgenden Morgen sehr früh abfahren wollten, wurde unser Wagen schon am Abende in gehörigen Stand gesetzt. Wir sollten für jedes einzelne Postpferd zwei kleine Bauernpferde, mithin 8 vor unsern Wagen erhalten. Daher wurde manches Stück Holz

an die Wagen gebunden, um die große Menge Pferde anzuspannen. Als Stricke bediente man sich der zähen Weidenzweige. Man drehete sie auf folgende Art wie einen Strick. Ein Knabe musste den Weidenzweig fest halten. Sein Vater drehete sie darauf um sich selbst. Während dessen musste der Knabe sich umdrehen, und den gedreheten Zweig um den Unterleib winden. Das machte ihm Schmerzen: denn das Weidenseil zog die Eingeweide zusammen. Ich machte den Vater darauf aufmerksam; aber er lachte darüber.

Erst spät legte ich mich zur Ruhr; aber eine ungeheure Menge Mücken fiel über mich her, und ließ mir keine Ruhe in dem Postwagen. Ich musste Zuflucht in einer unserer Kutschen suchen, die gänzlich verschlossen werden konnte.

Um zwei Uhr fuhren wir ab, und erreichten bald den Bober, der eine Viertelstunde vor Ossowiecz vorbeifließt, und ein Ast des Narew ist. Der Bober ist schwer zu übergehen: denn sein morastiges, schilfiges Ufer erlaubt selten einen Zugang. In einer Strecke von sieben Meilen hat er nur bei Ossowiecz einen Über-

gang. Sein Grund ist tief und schlammig, sein Lauf träge, sein Wasser trübe. Im Frühjahre macht er sich furchtbar. Noch standen die Pfähle einer Brücke hier, die er vorlängst abgerissen hatte; wir mussten auf einer Fähre uns übersetzen lassen. Jenseit zog das Land sich allmählig höher; es wurde sandig und die kleinen Bauernpferde hatten an den Sandbergen viel zu ziehen. Wir gelangten in ein Gehölz, in dem der Dampf von modernen Bäumen einen unausstehlichen Gestank verbreitete. Hier lag eine Gesellschaft reisender Polen. Sie hatten auf einem lichten Platze übernachtet. Das Feuer war niedergebrannt; ihre Pferde gingen frei umher und graseten.

Nach einer Stunde hatten wir

G o n i o n d z

erreicht. Aber welch eine Stadt! die Hütten waren noch schlechter als in Ossowiecz. Das einzige gut gebaute Haus war die königliche Salzniederlage. Eingestürzte Blockhäuser waren nichts seltenes. Selbst die Kirche war ganz aus Baumstämmen, die von außen mit Bretern die Länge herunter verkleidet waren. Die Fugen der Breter hatte man mit schma-

len Leisten bedeckt. Am Ende der Stadt fuhren wir vor zwei Seen vorbei. An diese waren Mühlen gebauet. Doch was für Mühlen! Hölzerne Hütten zum Einfallen. Die Räder sahen kaum Rädern ähnlich; nicht einmal rund waren sie. Wir fuhren einen Sandberg hinan, der schlechter angebauet war, als es der Boden verdiente; oben am Wege war ein großer Begräbnißplatz, mit einer Breterwand umgeben, von deren Umfange sieben ungemein große, roth angestrichene Kreuze vorragten. Auch ein Kapellchen aus Holze stand hier. Am Wege fanden wir jetzt häufig Kreuze aufgerichtet, welche aber ganz den Geist des Volkes bezeichneten. In andern katholischen Ländern findet man auch Kreuze sehr oft am Wege. Jesus ist, daran geheftet als Zeuge der Wahrheit seiner Lehre und Erlöser der Menschen, theils durch eine hölzerne Figur, theils durch ein gemahltes Blech dargestellt. Zu seiner Seite erblickt man oft Engel, oft zu seinen Füßen einen andächtigen Bischof, oder eine berühmte Heilige oder seine klagenden Schüler abgebildet. Vorübergehende beten mit Andacht, knieend vor dem Kreuze, und blicken froh zu

dem Heilande der Welt empor, dessen Blut für das höchste Gut der Menschen floss Aber in Polen ist es ganz anders. Da ist kein Erlöser der unterdrückten Menschheit an das Kreuz geschlagen. Marterinstrumente, als: Zange, Nägel, Hammer, Geißel, Schwamm mit Wehrmuth getränkt, Dornenkrone, Spieße, Bohrer ꝛc sind aus Holz geschnitzt, und der Reihe nach an den Querbalken des Kreuzes genagelt Ist es doch, als wollte man dem Volke, das da kniet und betet, zurufen: sehet da! der Mensch muss leiden! darum müsst auch ihr ohne Murren ertragen.

Über unfruchtbare Sandberge, die mitunter von kurzem Gehölze bewachsen waren, kamen wir nach

Knyczin, (Knitschin.)

welches fünf Meilen von Ossowiecz entfernt ist. Die Häuser waren hier zwar auch aus Holz gebaut; aber sie hatten mehr Größe und ein weit gefälligeres Äußere. Das Straßenpflaster war überraschend gut. Der Postmeister sprach nur polnisch, und wir würden uns nicht haben verständlich machen können, wenn nicht einige Deutsche, der Zolleinnehmer, Burgermeister,

und einige beim Amte angestellte königliche Diener, erschienen wären, um uns zu bewillkommen. Ich forderte einen Balbier. Ein Jude kam! Hier höret die Wundarzneikunst auf. Die Juden allein betreiben die niedern Geschäfte eines Wundarztes: sie balbiren, lassen zur Ader und — schröpfen. Doch machen sie lange und ängstliche Vorbereitungen, ehe sie den Bart scheren, der denn auch nicht abfliegt, sondern mit viel Umständen nach und nach abgenommen wird.

Wir fanden im Posthause zwei Kosacken zur Bedeckung, damit sie die Russen von Räubereien abhalten möchten.

Von Knyczin bis Bialystock, das von den Polen Bialasteck genannt wird, sind drei Postmeilen. Der Weg gehet fast ganz gerade durch fruchtbare Gegenden. Wir wurden endlich einmal wieder von einem Postilion gefahren. Mit zurückgezogenen Füßen saß er leicht auf seinem Pferde, fuhr darauf los, leierte fortdauernd ein polnisches Liedchen ab, und fragte viel danach, ob sein Drauflosjagen den Pferden schadete oder nicht. Als wir einen Berg hinunter fuhren fing das Stangenhandpferd an zu rä-

cheln, und wäre beinahe hingestürzt. Ich sprang aus dem Wagen; der Pole blieb ruhig auf seinem Pferde sitzen, und ließ das Handpferd röcheln. Ich rief ihm zu, er sollte halten, sahe nach dem Pfer e, und fand, daß der Knecht den Strick, mit dem er das Pferd anhielt, um den Hals des Thieres geschlungen hatte. Je mehr er nun anhielt, desto mehr zog er die Luftröhre zusammen. Bei dieser Gelegenheit betrachtete ich das Geschirr genauer. Was erblickte ich da! die Pferde hatten Kummete. Diese waren ganz neu, aber nicht gefuttert, und hatten so scharfe Kanten, daß das Fell der Pferde bis tief hinein in das Fleisch durchschnitten und zerrieben war, und das Blut die Brust hinunterfloss. Ich nahm in der Geschwindigkeit zwei leere Geldsäcke aus dem Wagen, und legte sie unter das scharfe Holz des Kummtes. Darüber lachte der Postillion, der ganz ruhig auf seinem Pferde sitzen geblieben war. So gefühllos können die Menschen gemacht werden. Weil man sie selbst ohne Gefühl behandelt: so mangelt ihnen dasselbe auch, und sie sind grausam gegen ihr eigenes Vieh. Für den Reisenden ist es wohl

angenehm, wenn der Pole seine Pferde nicht schont, und dieselben ununterbrochen antreibt; aber der fühlende Mensch kann doch dabei nicht gleichgiltig sein, viel weniger sich darüber freuen. Die Polen sind zwar meistentheils gute Drauflosfahrer; aber höchst unbesonnene Fuhrleute. Es fällt ihnen nicht ein, den Wagen an Abschüssen zu hemmen. Sie jagen im vollen Laufe hinunter, ohne Rücksicht auf Pferde und Wagen. Schon um 10 Uhr hatten wir, seit 2 Uhr, einen Weg von 8 Meilen zurückgelegt, und kamen zu unserm ersten Ruhepunkte, der Departementsstadt

Bialystock.

Beim ersten Anblicke gefällt diese Stadt sehr. Die schöne Vorstadt, durch welche wir fahren mussten, glich ganz den geschmackvollen Gartenlagen vor Potsdam, wenn man von Berlin kommt. Zu beiden Seiten waren die angenehmsten Wohnungen im Gartengeschmacke angebaut. Zwei Reihen blühender Linden zogen sich die Straße entlang. Sie haben den Namen Lindenstraße verursacht. Ehe sich der Weg in diese Straße links einlenkte, konnten wir einen Theil der Gartenanlagen übersehen,

welche mit diesen angenehmen Häusern verbunden sind. Die verschiedenen wilden Holzarten und italienische Pappeln kündigten englische Anlagen an. Die uns zunächst liegenden Garten waren ganz neue Anpflanzungen eines nicht ganz undankbaren Sandbodens. Als wir das Stadtthor erreicht hatten, änderte sich die Ansicht. Wir fanden ziemlich kleinstädtische Giebelhäuser in einer geraden, wohlgepflasterten Straße. Sie führte zum ungeheuer großen Marktplatze. Hier steht mitten auf dem Platze ein steinernes Gebäude von einem Geschoss, auf dessen Mitte sich ein Thurm erhebt. Man denke sich Kaufmannsgewölbe um einen Thurm gebaut. Dieser Gewölbe sind ungefähr vierzig. Daß die Kaufmannsgewölbe alle an einen Ort gebauet werden, ist eine asiatische Sitte, wo in den großen Städten die sogenannten Bazards oder Besestein aus Reihen von Kaufladen bestehen, und zur besondern Zierde der Stadt gehören. Ganz uneigentlich wird jenes Gebäude zu Bialystock das Rathhaus genannt, da sich der Rath hier nie versammelt; es sollte Kaufhaus heißen. Am Markte waren einige ansehnliche steinerne Häuser. Ein

Husar vom Bataillon Bila wartete unser hier, um uns die zubereiteten Wohnungen anzuzeigen. Der Wagen musste vom Markte links in eine Straße einlenken, welche uns bald die Ansicht einer echt polnischen Wirthschaft gewährte. Zerstreute Hütten standen in ungeregelter Reihe; die Höfe waren mitunter nach der Straße angelegt; schmutzige Kinder und Schweine durchkneteten den Straßenkoth. Wir fuhren über die Brücke eines schlammigen Flüßchens, das sich ein tiefes Bett gewühlt hatte. Am Ende der Straße war links freies Feld, rechts kam uns eine neue Straße entgegen; schöne, Pracht und Herrlichkeit verkündende Häuser standen hier. Der Wagen lenkte in diese Straße ein, und rollte auf dem guten Pflaster vor mehrern ansehnlichen, steinernen, geschmackvollen Wohnhäusern vorüber, bis er, noch nicht in der Mitte der Straße, vor dem Wohnhause des Herrn Geheimenraths von Stein anhielt. Zum Empfange der hohen Herrschaften standen zwei russische Grenadiere als Ehrenwache vor dem, mit steinernen Stufen gezierten Eingange. Ein russischer Oberst, Herr von Schütz, hatte diese Aufmerksamkeit

für die fürstlichen Personen gehabt. Er lag mit einem Bataillon Grenadiere in Bialystock, um in dem Rücken der Armee Ordnung zu erhalten. Wir wurden von der Frau Geheimenräthinn von Stein auf das freundlichste empfangen und mit einem erquickenden Frühstücke bewirthet. Ihr Gemahl war nicht zugegen. Er hatte der russischen Armee in Dienstgeschäften folgen müssen. Die Wohnung war geschmackvoll eingerichtet. Alle Zimmerbedürfnisse verbanden mit Bequemlichkeit Anmuth. Reinlichkeit und Ordnung herrschte überall.

Ein guter Bekannter, der damalige Kammerdirektor Ladenberg, eilte herbei. In dem freundlichen Ansbach hatte er zuvor ein Amt bekleidet, und war dort den fürstlichen Personen bekannt geworden. Jetzt sahe er sie wieder in einem unfreundlichen Lande, in dem es dem gebildeten Deutschen selten gefällt. Er hatte die Güte gehabt, für alle, zur Reisegesellschaft gehörige, Wohnungen zu besorgen. Das Steinsche Haus konnte nur die Prinzessinn und ihren Gemahl und die zwei kleinern Kinder aufnehmen. Ich sollte mit meinem

Zöglinge und der Bedienung in der Nähe wohnen. Herr Ladenberg führte mich daher in ein benachbartes wohlgebautes Haus. Die Dame des Hauses empfing mich nicht mit offenen Armen; sie legte dieselben vielmehr über einander, sahe mich gar nicht an, und rechtete mit dem Freunde Ladenberg, daß er ihr immer ungebetene Gäste in ihr Haus brächte. Der Oberst von Schütz, ein hochgebildeter menschenfreundlicher Mann, war dabei zugegen, und musste herzlich lachen, da ihm seine Wohnung in dem nemlichen Hause angewiesen worden war. Indess legte sich der Zorn der Hausfrau nach und nach, als sie sahe, daß wir ihr auf keine Art zur Last fallen konnten; denn ich nahm mit dem leeren Sale, den sie mir anwies herzlich gern verlieb, da ich weiter nichts nöthig hatte, als ein Obdach, wo ich, vor der Witterung gesichert, mein Haupt auf eine Matratze niederlegen konnte. Diese Erklärung stellte die Frau von H. gänzlich zufrieden. Unser freundliches Vernehmen machte auch so große Fortschritte, daß wir schon am Abende traulich vor der Hausthür mit einander plauderten.

Nachdem ich die Wohnungen für die ganze Reisegesellschaft eingetheilt und bestimmt hatte, begleitete ich den Vater meines Zöglinges bei einem Spaziergange durch einen Theil der Stadt. Wir gingen die Straße der neuen Anlage entlang, und fanden hier kein einziges schlecht gebauetes Haus, wohl aber einige, die Paläste genannt werden konnten. Besonders groß ist das, damals noch nicht vollendete Gebäude, welches der König von Preußen für die Geschäfte der Kriegs- und Domänenkammer hatte einrichten lassen. Das Ende der Häuserreihe wurde durch eine Querstraße abgeschnitten, welche links sich bis zu einem großen Platze zog, auf dem ein Kloster stand. Wir gingen rechts, sahen einige kleine, aber anmuthige Häuser, und gelangten zu dem Schlosse. Ungefähr funfzig Schritte vor demselben mussten wir über das Flüßchen Bialy auf einer hölzernen Brücke gehen. Unten am Flusse und mitten in demselben standen ungefähr funfzehn Judenmädchen in bloßen Hemden, welche sie mit alten, zerfetzten Tüchern aufgeschürzt hatten. Sie wuschen in dem schlammigen Wasser ihre Wäsche. Von dem

Ufer des Flüßchens hinein lagen nemlich oben abgerundete Balken, bis zur Mitte des Wassers sich schräg vom Ufer senkend, und auf Pfählen ruhend. Die Mädchen legten ihre schmutzige, ins Wasser getauchte Wäsche auf die Balken, und schlugen mit einem flachen Klopfholze darauf los, daß das Wasser rechts und links spritzte, und den aufgelösten Schmutz mit sich fortnahm. Daß auf diese Art die Wäsche nicht völlig rein werden konnte, ist zu denken. In Deutschland hat man es auch hie und da im Gebrauche, die Wäsche an Flüssen zu reinigen, aber man schlägt sie dann erst mit dem Klopfholze oder Bläuel, wenn sie völlig rein gewaschen ist, damit man nicht den Schmutz, sondern die zurückgebliebene Seifentheile austreibe. Die Gruppe jener Wäscherinnen war auffallend. Mädchen, schmutzig wie ihre Wäsche, und halb bedeckt, wie die Wilden, wollten reinigen mitten im Unflathe. Unser Begleiter versicherte, daß dieses reizende Plätzchen zu jeder Stunde des Tages so angenehm belebt wäre, nur nicht am Schabbes.

Nachdem wir einen würdigen Mann, den Kammerpräsidenten von Wagner, besucht hatten,

kehrten wir in unsere Wohnung zurück: denn die Hitze wurde unerträglich. Unterwegens, als ich die neuen schönen Gebäude überblickte, und dabei dachte: diesen Wohlstand, diese Anmuth verdankt Bialystock dem Könige von Preußen! — fiel es mir schwer aufs Herz, unter Menschen zu sein, die nicht in der Bildung so weit gediehen waren, das Gute dankbar zu erkennen, sondern missmuthig daran zurückdachten, daß sie einst die Unterthanen eines Königs von Polen gewesen waren. Diese Stimmung des Volkes nährte der polnische Adel, der durch die Unterwerfung unter die preußische Regierung freilich das Recht der Ungebundenheit verloren hatt, und sich — was ihn wahrhaft chmerzen musste — von allen Statsämtern entfernt sahe. Napoleon hatte diese Stimmung benutzt, und in dem preußischen Antheile von Polen überall Aufruhr erregen lassen; so weit seine Waffen reichten. In Bialystock, wo sich viel angesehene Adelige aufhielten, wartete man nur auf den glücklichen Zeitpunkt, daß die Franzosen anrücken, und die Russen sich zurückziehen würden, um die Fackel des Aufruhrs zu schwin-

gen. Geheime Vorbereitungen waren schon geschehen.

Bialystock wäre eine der wohlhabendsten Städte gewesen, wenn die Polen verstanden hätten, betriebsam zu sein. Sie überlassen lieber den Gewinn Ausländern, und sich — der Trägheit. Hier war eine königliche Regierung, d. h. eine durch Rechtsgelehrte in Wirksamkeit gebrachte Aufsicht der Gesetze über Recht und Unrecht, über Wohl und Wehe des Landes. Dabei waren über funfzig Personen in wichtigern oder unwichtigern Diensten angestellt. Zu deren Besoldung waren aus den königlichen Kassen 29,000 Thaler ausgesetzt. Diese reichten nicht zu, und die nöthigen Ergänzungen wurden durch andere Mittel herbeigeschafft. In Bialystock war aber noch eine Kriegs- und Domänenkammer, eine Anstalt, welche sich über die Verwaltung der Landeshoheitsangelegenheiten, über alle den Krieg betreffende Dinge, über Erhebung der Steuern und Abgaben, über Ausübung der königl. Forst-, Jagd- und Zollgerechtigkeiten, über Verwaltung der königl. Landgüter oder Domänen, über alle Polizeisachen, über die Aufsicht aller

öffentlichen Anstalten, des städtischen Verkehrs, und der Gesundheitspflege und endlich über alle Kirchen- und Schulangelegenheiten erstreckte. Diese Anstalt sollte mithin für das Wohl des States und der einzelnen Bürger, durch Einwirkung auf die Betriebsamkeit, Bildung, Gesundheit, und Sicherheit der Bewohner arbeiten und die Kräfte des Landes weise zu seiner eigenen Erhaltung benutzen. Die dabei angestellten Statsdiener überstiegen die Zahl neunzig. Gegen 100,000 Thaler betrug die Ausgabe zu ihrer Besoldung. Außerdem wohnt in Bialystock ein zahlreicher Adel von den reichsten polnischen Familien, und die Gräfinn Branicka (Branizka) hat hier einen kleinen Hofstat eingerichtet. Welch eine bedeutende Geldmenge hätte daher in Bialystock in Umlauf gebracht werden können. Allein der Mangel an Handwerkern nöthigte die Bewohner das Geld in andere Provinzen zu senden, um Bedürfnisse von daher zu erhalten. Hausgeräth ließ man von Warschau oder Königsberg kommen, und von letzter Handelsstadt noch grobes und feines Tuch, Leinwand, Hüte, Strümpfe, seidene und baumwollene Gewebe,

Stahl- und Eisenwaaren und alle übrigen Handelsgegenstände Wäre nun der Pole aus seinem Schlummer erwacht gewesen, wären Manufakturen, Fabriken und geschickte Handwerker vorhanden: so würden nicht ungeheure Summen an Kaufleute in andere Länder versendet worden sein. Ja nicht einmal der Handelsgewinn blieb ganz in Bialystock; denn jeder vermögende Mann verschrieb sich seine Bedürfnisse auf geradem Wege von Königsberg, um nicht den Juden in die Hände zu fallen, welche, hier so thätig, wie an andern Orten, den Handel gleichsam beherrschen.

Indeß blieb ein großer Theil jener Geldmenge in Bialystock. Die Hausmiethe stieg so hoch, daß man jährlich für eine Stube und Kammer 50 bis 60 Thaler, und für ein ganzes Haus nicht unter 150 Thaler bezahlen musste. Viel Beamte daueten sich Häuser und brachten dadurch Verdienst über die Stadt; Bäcker und Schlächter fanden ihre Rechnung. Die Juden gewannen besonders durch ihren Handel im Kleinen, weil jeder, der sich nicht Bedürfnisse verschreiben konnte, in die Laden im Kaufhause gehen musste. Aber dabei ge-

wann doch der Pole nichts, weil er keinen Antheil durch Thätigkeit nehmen wollte. Deutsche Ankömmlinge genossen die Vortheile. Der Pole hasst daher die Fremden; aber er kann sie doch nicht entbehren.

Nach der Mittagsmahlzeit fuhren wir in den Thiergarten. Dieser liegt nahe hinter dem Schlosse, und ist durch eine Umzäumung von dem Lustgarten getrennt. Der Weg ging durch den Vorhof des Schlosses, in welchen man durch ein Thor gelangt, das mit einem Thurme versehen ist; er enthalt manche Schönheiten der Baukunst. Ein breiter, gepflasterter Weg führt von da zum eigentlichen Schlosshofe, welcher durch eine Mauer von dem grasreichen, mit Linden besetzten Vorhofe getrennt ist. Das Schloss besteht aus einem Hauptgebäude mit 9 großen Fenstern in der Breite, und streckt zwei Flügel bis zum Vorhofe vor. Es ist erst vor 66 Jahren von dem Kron-Groß-Feldherrn und Kastellan von Krakau, dem Grafen Branicki (sprich Branitzki) mit vielen Kosten erbauet. Seine Witbe bewohnt dasselbe noch. Ihrem Gemahle gehörte die Stadt und Herrschaft Bialystock; die Familie Potocki (sprich

Potozki) erbte dieselbe; der König von Preußen erkaufte sie. Die Gräfinn Branicka*) hat den Lebtagsbesitz des Schlosses unter der Bedingung, dasselbe in gutem Stande zu erhalten. Sie war eine Schwester des letzten Königs von Polen, Stanislaus Poniatowsky, und konnte freilich das Unrecht nicht vergessen, das in dem letzten Drittel des vorigen Jahrhunderts ihrem Vaterlande widerfahren war. Hoffend die Befreiung und Wiederherstellung Polens, soll sie den französischen Unternehmungen ihren Beifall gegeben haben. So ist sie denn auch, wie die andern polnischen Großen, von Napoleon getäuscht worden. Übrigens hatte sie den Ruhm einer edel gesinnten, wohlthätigen Frau.

Unser Weg führte uns schräg über den Vorhof durch ein Seitenthor zu dem Lustgarten, der durch hohe verschnittene Linden und Buchenwände zwar altmodisch geworden, aber doch bei der Hitze des Tages sehr erwünscht war. Aus den schattigen Gängen desselben

*) Branizka. Wenn die Männernamen im Polnischen sich auf i endigen, wird bei den Weibern dieses i in a verwandelt.

fuhren wir gleich in den Thiergarten. Einst war auch dieser ausgedehnte Hain prächtig: jetzt ist er noch reizend durch wilde Partien, offene Plätze, Anhöhen, Teiche; aber man muss sich mehr über das Zertrümmern der Bildsäulen, Verrasen der Gänge, Verwildern der Anlagen, Verkümmern der Bäume und das Verfaulen der schönsten Holzstämme betrüben: denn alles trägt das Gepräge einer solchen Vernachlässigung, die den Gedanken verräth: es gehört dir ja nur auf Lebenszeit! Warum sollst du noch Geld darauf verwenden, und dasselbe deinen Erben entziehen? — Eine gewöhnliche Erscheinung bei Besitzungen auf Lebenszeit.

Im Thiergarten fanden wir viel Damhirsche. Sie waren sehr zahm und ließen uns nahe kommen. Edelhirsche gab es hier auch; aber sie waren von geringer Größe und sahen verhungert aus.

Als wir in unsere Wohnungen zurückgekehrt waren, fanden wir schon einen kleinen Theil der Reisegesellschaft angekommen. Es wurde beschlossen, den folgenden Tag auszuruhen. Die Hitze des Tages machte einen fer-

nern Spaziergang unmöglich. Der angenehme Garten an unserer Wohnung und eine unterhaltende Gesellschaft entschädigten uns dafür. Die Aufmerksamkeit, welche ich der Reisegesellschaft schuldig war, nöthigte mich aber, den Schatten einer Laube zu verlassen, und Erkundigung einzuziehen, ob der Kriegsrath Herf und der Graf von Dohna angekommen und in ihre Wohnungen gewiesen worden wären. Es hieß, sie wären noch nicht da. Ich hatte zwar einem Manne aufgetragen, am Thore unsere Reisegesellschaft zu erwarten, und einen jeden von seiner Wohnung zu benachrichtigen; allein es ahnete mir, daß meine Anordnung durch Nachlässigkeit in Unordnung verwandelt worden wäre. Ich arbeitete mich durch die Hitze mit aller Anstregung, deren nur der Körper noch fähig war, nach dem Thore hin. Auf dem Markte bemerkte ich ein Weib, welches eine Art von Höferkram auf einem Tische angelegt hatte. Der Tisch war so schmutzig, wie ein Bret, das man im Hühnerstalle liegen läßt. Auf dem bloßen Holze lagen Wurst, Brot, Semmeln und gekochtes Fleisch. Selbst dieses hatte keine Unterlage.

Das Weib saß hinter dem Tische hatte ihre schwarzen, langen, verwirrten Hare vorn über das Gesicht hangen, und ließ sich von einem Mädchen das Ungeziefer absuchen, welches seinen Richtplatz auf dem Tische fand. Daß in Polen so etwas öffentlich geschieht, ist nicht auffallend, daß ich aber in der Folge in Prag die Gärtnerweiber, welche die herrlichsten Früchte vor sich aufgehäuft haben, einander öfter dergleichen ekelhafte Dienste thun sahe, musste mir sehr auffallen.

Am Thore fand ich meinen Aufpasser nicht gegenwärtig. Ich erfuhr aber doch, daß die Wagen meiner Freunde schon angekommen wären. Voll Kummer und Verdruss, daß die Müden in der fremden Stadt umherirren, und mich nicht mehr für zuverlässig halten könnten, ging ich so eilig zurück, als es die Hitze erlaubte, durchstrich fast alle Straßen, um die Wagen zu erblicken, und fand keinen.

In der Nähe meiner Wohnung kam mir endlich der Kriegsrath Herf entgegen. Er suchte mich, um mir seine Abentheuer zu erzählen. Am Thore war ihm keine Nachricht von mir zu Theil geworden, er hatte es für

das rathsamste gehalten, einstweilen für sein Unterkommen in einem Gasthofe zu sorgen. Man hatte ihn auch so ein Haus nahe am Thore angewiesen. Doch fand er hier Schmutz in allen Ecken und auf allen Bänken, Mangel an Tischen und Stühlen, an Essen und Trinken, an Betten und allen Bedürfnissen, die zu einem nicht ganz unreinlichen Leben gehören. Der Graf von Dohna blieb in diesem Hause, um nicht weiter in der Stadt umherirren zu dürfen; der Kriegsrath Herf ließ hingegen die Seinigen wieder in den Wagen steigen und weiter fahren. Das Glück führte ihm einen Mann entgegen, der von unserm Einlagergeschäfte unterrichtet war, und ihm die Wohnung anwies, welche ich eigentlich für den Grafen von Dohna bestimmt hatte. So war ihm geholfen.

Am Abende ließ uns der Oberst Schütz durch seine Hautboisten mit einer Gartenmusik erfreuen. Sie war uns desto angenehmer, da die Hautboisten ihre Nationalstücke bliesen.

Ungeachtet die Hitze des folgenden Morgens schon so groß war, daß man nicht gern auf die Straße ging, unternahmen wir doch

eine Wanderung nach dem Schlosse, um dasselbe von einer andern Seite zu sehen, und die Garten zu durchwandeln. Wir wendeten uns jetzt nach der rechten Seite des Schlosses, und kamen in einen Garten, der im englischen Geschmacke angelegt, und durch viel Wasserparthieen angenehm unterbrochen war; doch waren alle Gegenstände nur Überbleibsel ehemaliger Herrlichkeit, der große Sandplatz für die Orangerie war leer, und selbst die eiserne Umgitterung fing an, der Zeit und dem Muthwillen zu unterliegen.

An einem kleinen See im Thiergarten gaben uns russische Soldaten ein seltenes Schauspiel. Sie waren eigentlich hier, um ihre Hemden zu waschen, und hatten sich die Sache sehr bequem gemacht: denn sie standen ganz nackt im Wasser an den hineingelegten Balken, und klopften ihre Wäsche eben so, wie die Judenmädchen. Waren sie des Klopfens überdrüßig; so sprangen sie ans Ufer, und fingen an, mit einander zu ringen. Ich hatte daher so ein Schauspiel, wie einst die Römer und Griechen es sahen. Dem Künstlerauge ist es von großem Werthe, die Muskelarbeit des

ganzen Körpers zu betrachten, und augenblickliche schöne Bewegungen eines kraftvollen Menschen zu beobachten. Daß der Russe bei solchen, im Scherz angefangenen Übungen leicht in Wuth gerathen kann, mögen sich unsere Knaben leicht vorstellen, deren Balgereien nur zu oft mit einem erbitterten Kampfe endigen. So war es auch hier. Der Unterliegende sprang mit Wildheit wieder vom Boden auf, und fiel seinen Gegner, der jetzt der Feind seiner Ehre geworden war, wüthend an. Ein Unteroffizier schien deßhalb hingestellt zu sein, um solchen Unordnungen zu steuern. Erbitterten sich die Ringer zu sehr: so schlug er ruhig mit einem Stocke zwischen sie, und gegen den Stock dieses Mannes schien selbst der Grimm Achtung zu haben. Bei dieser Gelegenheit bewährten die Russen ihre Hautabhärtung. Wenn sich nemlich die Kämpfer umhergetummelt, erhitzt, und bis zur Wuth gereizt hatten, sprangen sie wieder ins Wasser, kühlten sich darin ab, und fingen vom neuen an, ihre Hemden auszupochen. Die gereinigten Hemden zogen sie naß wieder an, hingen ihren Kapotrock darüber, und gingen davon.

In Bialystock ist ein wichtiges Postamt, dasselbe hat aber mit Besorgung der Extrapostpferde nichts zu schaffen. Ein besonderer Unternehmer war dafür unter dem Namen Posthalter vorhanden. Dieser Mann war, wenn ich nicht irre, ein Pole. Nachdem ich schon Vormittags die Pferde für die morgende Abreise bestellt hatte, ließ er mir am Abende sagen: er schickte mir morgen kein Pferd, wenn ich ihm nicht gleich das Geld dafür zustellte. Diese Forderung war beleidigend und ungerecht. Ich bin nicht eher gehalten, Postpferde zu bezahlen, als wann ich die richtige Zahl vorgespannt sehe. Doch übersendete ich ihm sein Geld. Am andern Morgen fehlten Pferde. An meinen leichten Wagen wurden statt vier nur drei angespannt. Der Fuhrknecht, ein mit seinen Pferden gedungener Pole erklärte durch einen Dollmetscher, daß ihm der Posthalter nur drei bezahlen wollte. Eine freundliche Abforderung des vierten Pferdes richtete bei diesem Manne nichts aus; daher musste ein Husar von unserer in Bialystock erhaltenen Begleitung dasselbe durch ernstlichere Mittel herbeitreiben. Also hatte der Posthalter die

Vorausbezahlung ertrotzen wollen, um zu gewinnen. Der Plan war aber sehr dumm angelegt.

Es war der achtzehnte Junius, ein Donnerstag, als wir von Bialystock abfuhren. Der Weg ging meistentheils durch sandige Gegenden bis zum ersten Pferdewechsel auf einem Dorfe mit Namen Woysk, drei Meilen von Bialystock. Von da fuhren wir 2 Meilen durch viel Sand nach

Bielsk,

welches in fruchtbarer Gegend liegt. Das Städtchen hat gegen 2000 Einwohner, unter ihnen aber keine Juden: weil diese nach einer alten Gerechtsame nicht hier wohnen dürfen. Die Straßen waren ziemlich gut gepflastert; die Häuser nach polnischer Art aus Holz, aber doch geräumig gebauet und mit Kalk übertüncht. Wir fuhren vor einem, aus Steinen aufgeführten Rathhause vorbei, und sahen am Wege eine griechische Kirche liegen, die von Ziegelsteinen groß und geschmackvoll aufgeführt war. Sie bildete ein Viereck, dessen Stirnseiten länger waren, als die andern. Säulen trugen die Giebelverzierungen. Mit ihr ist ein

disunirtes griechisches Kloster, von einem Jhman oder Oberaufseher und zwei Mönchen verbunden. Die griechischen Christen sind in Polen nicht selten; das angränzende Rußland, welches sich ganz zur griechischen Kirche bekennt, verbreitet diese, dem Katholizismus am nächsten kommende Lehre, auch hierher. Aber in Polen giebt es unirte und disunirte griechische Christen. Jene haben sich den Katholiken darin angeschlossen, daß sie den Papst für ihr Oberhaupt anerkennen, diese hingegen halten so eine Vereinigung für höchst verwerflich, und hangen treu der altgriechischen, russischen Kirche an. In dem aus Holz gebaueten Posthause fanden wir zwei reinliche Zimmer, wovon das eine mit Kalk bekleidet und gemahlt war. Der Postmeister war aber auch ein Berliner und seine Frau eine Potsdammerinn. Sie waren ungemein erfreut, Reisende aus Deutschland hier zu sehen. Zwei Meilen nachher sahen wir die Stadt

Bocki (sprich Bozki)

vor uns liegen. Wir fuhren zuerst vor einer hohen und langen, weißgetünchten Gartenmauer vorbei. Über dieselbe ragten ehrwürdige

Linden hoch in die Luft hervor. Das ließ ein altes Kloster vermuthen. Wir erblickten auch bald ein großes, steinernes Gebäude von eindrucksvoller Außenseite, welche Ernst und Frömmigkeit verkündigte. Es war ein Franziskaner-Mönchskloster. Der Ort selbst ist mit leidlich gebauten hölzernen Häusern, die mitunter einen Kalküberzug haben, bebauet, liegt etwas hoch, und ist ganz nahe der damaligen russischen Grenze. Aus des Postmeisters Fenstern konnte man einen Theil des russischen Gebiethes übersehen. Der Postmeister hatte eine gute, reinliche Wohnung. Er war ein Landsmann von mir, ein Sachse, aus Penig gebürtig, vorlängst durch Hoffnungen des großen Gewinnes in dieses Land gelockt worden, und, — wie er sagte, — hatte es ihm wirklich dort gefallen. Vor dreizehn Jahren hatte er seine Frau und Kinder aus Sachsen abgeholt.

Das Städtchen, welches 223 Häuser und anderthalbtausend Bewohner hatte, gehörte der Familie von Potocki. Der Vater des jetzigen Besitzers hatte vor zwanzig Jahren den Grund zu einer Kirche auf dem Marktplatze legen

lassen. Die Mauern standen jetzt, mit einer Höhe von vier Fuß, als Ruinen da. Das neugebaute herrschaftliche Schloss fiel in der Ferne gut in die Augen.

Noch vier Meilen mussten wir durch fruchtbares Land fahren, ehe wir Nachmittags um 3 Uhr

Siemiatyce (sprich Siemiatitsche) erreichten. In diesem Städtchen wollten wir übernachten. Die Ansicht desselben von weitem ließ uns eine gute Wohnung erwarten. Das Städtchen lag höher, als die Straße, welche zu demselben führte. Gleich rechts zeigte sich uns auf der Anhöhe ein Palast, der aber durch die ihn umgebenden Kapellchen, durch die hohen Ringmauern und durch Kuppeln auf dem Hauptgebäude ein geistliches Ansehen hatte. Es war das Missionarhaus, in welchem junge Geistliche vorbereitet werden sollen, als Heidenbekehrer in fremden Ländern auftreten zu können. Weiterhin erblickten wir ziemlich wohlgebaute Häuser, und am Ende des Städtchens ein wehlgebautes Schloss. Die Häuser dehnten sich bis an den Fluß der Anhöhe herunter. Wir kamen näher; das Mis-

sionathaus blieb uns ganz nahe rechts liegen, und die hohe Gartenmauer bildete die rechte Seite der Straße. Links stand eine unterbrochene Häuserreihe. Die Häuser waren aus Holz gebauet, meistens von städtischem Ansehen. Viele hatten zwei Stockwerke. Das obere war eingezogen; das untere ragte so weit vor, daß man auf dem vorstehenden Raume, wie auf einem Altane gehen konnte; auch gab eine hölzerne mit verschiedenerlei Gitterwerk gezierte Brustwehr ihm ganz das Ansehen eines Altanes. Auch an den übrigen Theilen der Häuser war mancherlei Schnitzwerk angebracht, welches das Auge gar nicht beleidigte.

Wir gelangten zu dem Markte, auf dessen Mitte ein Kaufhaus, ungeheuer groß im Vergleiche mit dem Städtchen, stehet. Dem Kaufhause gegenüber fuhren wir links um eine Ecke in eine sehr breite Straße. Rechts stand das Posthaus aus Steinen groß und ansehnlich gebauet. Die Straße, eben, von Baumreihen eingeschlossen und von Garten begrenzt, führte gerade zum Schlosse, welches über tausend Schritte weiter im Freien liegt. Hier sollten wir übernachten. Wir fuhren über

einen verschütteten Graben durch die Überreste von einem Thore in den beraseten Schlosshof. Der preußische Grenzinspektor Wetterling und der Postmeister Bause erwarteten uns hier, um uns in die Wohnung einzuführen, welche auf die Verordnung der Kammer zu Bialystock zubereitet worden war. Wir wurden durch mehrere, ehemals reich verziert gewesene Zimmer geführt. In dem letzten fanden wir einige polnische Adelige, welche sich durch Tabakrauchen und Gespräch vergnügten. Sie wurden gebeten, sich nicht stören zu lassen, und versicherten sehr naiv, daß dieses auch nicht der Fall wäre. Jedoch schlich sich einer nach dem andern fort. Der Prior aus dem Missionathause blieb zurück. Ich sprach lateinisch mit ihm; doch musste ich ihm eine kurze Antwort in schlechtem Latein mit viel schönen Worten abkaufen.

Das Schloss war erst vor einigen und dreißig Jahren gebauet worden, und einst prächtig gewesen. Und wie schnell hat das herrliche Gebäude ein entgegengesetztes Schicksal erfahren. Jetzt stehet es wie verräuchert

von innen und außen da, die Umgebungen sind zerfallen, im Innern herrscht wahre polnische Unreinlichkeit. Es gehörte, nebst der großen Herrschaft Siemiatyce, deren Werth über 400,000 Thaler angeschlagen wurde, einst der Fürstinn Jablonowska, einer Frau die durch ihre großen Reisen nach Frankreich und Italien mit der Welt bekannt, und durch schriftstellerische Arbeiten, durch Gelehrsamkeit und Geschmack gegenseitig in der Welt bekannt worden war. Sie hatte auf ihren Reisen Gelegenheit gehabt, einen Schatz der wichtigsten, kostbarsten Bücher, und Seltenheiten der Natur einzusammeln. Dieser Sammlungen wegen ließ sie ihrem Schlosse zu Siemiatyce die jetzige Ausgedehntheit geben, und soll auf die kostbare Naturaliensammlung und die Bibliothek zwei Millionen Gulden verwendet haben. Das Naturalienkabinett ist nach ihrem Tode von dem Kaiser von Russland für 100,000 Dukaten gekauft worden.

Der König von Frankteich hatte der Fürstinn, aus Huldigung gegen ihre hohe Bildung, Tapeten aus der berühmteu Manufak-

tur der Gobelins *) geschenkt. Diese waren noch, als Überreste vormaligen Glanzes, in einem untern Zimmer vorhanden, aber sehr verderbt. Nach dem Tode der Fürstinn war das Schloss an den Herrn von Meißner, einen reichen Kaufmann in Warschau, durch Kauf gekommen. Dieser hatte in den obern Zimmern, wo einst Naturseltenheiten und Bücher in kostbaren Glasschränken den Kenner ergötzten, eine Tuchmanufaktur angelegt, welche noch besteht. Aber mehr bedacht, sein Schloss zu Kock (sprich Kozk,) in Galizien, welches ich weiterhin beschreiben werde, zu verschönern, vernachlässigte er dieses, und überließ es der Zeit und den schmutzigen deutschen Tuchmacherfamilien davon

*) Am Ende des 16ten Jahrhundertes blühete zu Paris die Tapetenwirkerei, welche ein gewisser Gobelin eingerichtet hatte. Die bewunderten Tapeten, welche aus dieser Weberei geliefert wurden, hießen auch Gobelins, und dienten gewöhnlich zum Gegenstande königlicher Geschenke; so wie der russische Kaiser Gelegenheit hat, Zobelpelze als glänzende Geschenke auszutheilen. Die Gobelins enthielten große Gemählde von geschichtlichen Gegenständen, und hatten durch Zeichnung und Farbengebung hohen Kunstwerth.

zu zerstören und zu verunstalten, so viel in ihrer Macht stand. Nach dem Tode des Herrn von Meißner fiel Siemiatyce an einen Sohn als Erbtheil. Jetzt hatte ein junger Pole von Adel, Herr von Budzizewsky, die Ländereien und die übrigen Zimmer im Schlosse gepachtet.

Ich ging in die Küche, um nach der Arbeit unseres Koches zu sehen. Hier hatte ich Gelegenheit, einen echt polnischen Koch in seinen Beschäftigungen zu beobachten. Diesen gesehen zu haben, und doch von seinen Speisen essen zu können, dazu hätte der wüthendste Hunger, und doch noch Überwindung gehört. Der Koch, oder wie ihn die Polen nennen, Kukars, war ein kurzer, stämmichter Mensch, der auf seinen bloßen Leib kein Hemd, sondern ein hemdenartiges Kleid aus grobem, braunen Tuche, gezogen hatte. Sein Gesicht und seine Hände waren der Farbe nach von dem Tuche nicht zu unterscheiden, und das ganze Männchen war mit Ruße getuscht. Dabei trug er einen Schnurrbart, die übrigen Barthare waren aber seit vierzehn Tagen gewiss nicht abgeschoren worden, wodurch das schmutzige Gesicht, an dem große Schweißtrop-

fen hingen, noch ekelhafter wurde. Er hatte ein Stück Sackleinwand als Schürze vorgebunden. Seine Füße waren nicht mit Schuhen und Strümpfen bekleidet; aber man war doch zweifelhaft, ob er in nackten Füßen dort stände. Unser Koch hatte keine Freude über diesen Kunstverwandten, und konnte sich sehr entrüsten, wenn er ihm helfen wollte. Er schrenkte ihn endlich, mit viel Mühe, bloß auf das Abschlachten und Abschuppen der Fische ein.

Von der Küche machte ich einen Spaziergang in den Garten. Dieser war sehr groß und, so weit er dem Schlosse gegenüber lag, in englischem Geschmacke angelegt gewesen. Aber alles war eingegangen; selbst der große Rasenplatz vor dem Hauptausgange aus dem Schlosse war mit Farrenkraut und Schwielen überwachsen. Dieser verwilderte Platz war von beiden Seiten mit Gehölz eingeschlossen, durch welches sich verrasete Gänge schlangen. Ich ging links durch das Gehölz, und kam zu einer großen Fläche kahlen Gartenlandes; kein Obstbaum, kein Beergesträuch, kein Gang unterbrach die Leere. Das Land glich einem

Äcker, und war auch mit dem Pfluge bearbeitet. Der Kriegsrath Herf fand sich hier zu mir. Auf einem breiten Beete vor uns sahen wir sieben Polinnen das Unkraut, welches das Land ganz bedeckte, ausjäten. Sechs von ihnen waren jung, die siebente war eine alte Frau. Noch ein achtes Geschöpf war da; es war uns aber nicht möglich, zu bestimmen, ob es ein Knabe oder ein Mädchen wäre. Sie waren sämmtlich in Hemden, und hatten die Hare so unordentlich umherhangen, daß es schien, als ob sie von Kindheit an nie die Hand angelegt hätten, um ihnen nur einige Ordnung zu geben. Wenn die jungen Polinnen sich vom Schmutze befreiten, der so alt zu sein scheint, als sie selbst sind, wenn sie Harkamm und Bürste gebrauchten, wie die reinlichen Bauermädchen im Altenburgischen: so würde manche Schönheit unter ihnen hervortreten können. Doch würde diesen Gestalten immer noch das Beste fehlen — der Geist. Er fehlt der Nation zwar nicht: denn die gebildeten, geistreichen Polinnen beweisen dieses; aber er ist bei dem gemeinen Volke im geringsten nicht von seiner Sklaverei befreit. Men=

schenalter werden unter der weisesten Regierung vergehen, ehe der Geist dieser Volksklasse die ihm nächste Stufe ersteigen kann. Ohne Lehrer ist dieses aber nicht möglich; und wo trifft man in Polen Schulen auf dem Lande an? Selbst in den meisten kleinen Städten fragt man vergeblich danach. Vorhin musste jeder, dessen Geist nach Unterricht dürstete, in die Klöster zu halbunwissenden Mönchen oder zu den Jesuiten gehen. Nachdem der Jesuiterorden als gefährlich für den Stat aufgehoben, den Mönchen das Unterrichten verbothen worden war, erhob man die Piaren, eine Art Mönche, welche einzig den Unterricht der Jugend zu ihrem Geschäfte machten, zu Bildnern der Nation. Diese Piaren selbst zu bilden, ließ sich die preußische Regierung angelegen sein, sie sendete die fähigsten und untadelhaftesten nach Berlin und auf Reisen, um Kenntnisse des Unterrichts einzusammeln, und als Leiter der Piaren zurückzukehren; aber was waren fünf Piarenschulen für ein Land wie Neuostpreußen von 900,000 Seelen. Auch konnten nur vermögende Ältern ihre Kinder in diese Schulen senden, wenn sie nicht am

Orte derselben wohnten: denn die Schüler erhielten nur freien Unterricht.

Doch zurück zu unsern Polinnen. Sie lagen so geistlos dort auf dem Beete, und zogen so maschinenmäßig das Unkraut aus, daß wir ihnen auf keine Art einen aufmerksamen Blick abgewinnen konnten. Sonst liegt doch Neubegier in der Natur des ungebildeten Menschen, und sein Auge sucht gern etwas nie gesehenes auf; selbst das Rindvieh sieht staunend nach einem fremden Gegenstande, und scheint sich nicht satt daran sehen zu können, aber auch diese, dem Thiere gegebene Anlage, hat der ehemalige Druck dem Polen geraubt, und er ist abgestumpft sogar gegen die Eindrücke auf die Sinne. Ich gab dem nächsten Mädchen einige Düttchen (eine kleine preußische Münze, gleich 9½ brandenburgischen Pfennigen). Das Mädchen neigte sich der Erde zu, und streckte die Hand gegen mein Knie aus; aber ich entdeckte keinen frohen Zug im Gesichte, auch bemerkte ich nicht den Trieb, der dem Menschen in der Kindheit eigen ist, seine Freude den andern mittheilen zu wollen. Wehe, daß die harte Behandlung der gefühllosen Gro-

ßen den Leibeigenen nur quälte, und jede Freude des Lebens ihm entzog; dadurch wurde er, leider, in sich gezogen, und verbarg jedes frohe Gefühl, aus Furcht, daß auch dieses ihm von dem Gebiethiger entrissen werde.

Wir wollten noch einen Versuch mit dem Mädchen wagen. Ich warf ihr einen blancken Silberrubel zu, (der größer als ein preußischer Thaler ist) und gab ihr durch Zeichen zu verstehen, daß alle daran Theil haben sollten. Meine Gebehrdensprache fiel sehr auf; die Leute sahen sich erstaunt an. Aber in diesem Erstaunen lag wieder so viel Dummheit, daß ich es nur mit dem Erstaunen einer Herde Kühe vergleichen kann, die sich ansehen, wenn ein Stein unter sie gefallen ist.

Keine bedankte sich weiter, als die erste. Diese behielt den Rubel in der Hand, und jätete fort, so wie es die andern auch bald thaten. Daraus schließend, daß sie mich nicht verstanden hätten, suchte ich mich noch mehr durch Zeichen verständlich zu machen. Aber es kam mir vor, als ob ich die Leute dadurch mehr in Verwirrung brächte. Wir gingen daher fort, um einen Dolmetscher zu suchen.

Als wir ziemlich entfernt waren, bemerkten wir, daß der Aufseher, ebenfalls ein Pole, zu ihnen kam. Wir befürchteten, er würde die armen Menschen um den Rubel oder wenigstens um einen Theil desselben betrügen, und eilten, um einen von den deutschen Grenzbereitern, welche polnisch verstanden, an sie abzusenden. Bald fanden wir einen vorn im Vorsale. Ich wurde durch ein neues Geschäft, das meiner wartete, abgehalten, mit dem Grenzbereiter wieder zurück zu den Mädchen zu gehen. Er brachte mir aber die Nachricht, daß die Polinnen mich gut verstanden hätten. Der Aufseher hätte ihnen auch schon den Rubel ausgewechselt gehabt, und so eben das einzelne Geld unter sie vertheilt.

In der Folge habe ich bemerkt, daß bei den gemeinen Polen eine gewisse Gleichgiltigkeit gegen das Geld herrscht. Sie fließt nicht aus der Zufriedenheit und Genügsamkeit, sondern aus thierischer Unempfindlichkeit gegen alles das, was nicht zu den nächsten Bedürfnissen gehört, und diese bestehen bei dem gemeinen Polen in Brote, Sauerkraut und Brantwein. Haben sie für den Sommer ein

Hemd, für den Winter ein grobes Tuchkleid und Bastschuhe: so sind sie vollkommen befriedigt. In Litthauen giebt es freie Zinsbauern, welche hinlängliche Gelegenheit haben, Geld zu erwerben; aber man sieht es ihnen und ihrer Wirthschaft nicht an, daß sie vermögender sind, als der Leibeigene. Eben so gekleidet gehen sie einher, eben so schlecht wohnen sie.

Ich mochte den Fuhrknechten, wenn sie keine eigentlichen Postillione waren, viel oder wenig Trinkgeld geben; keinem fiel ein, bei wenigem zu murren; aber auch keiner zeigte sich froh bei reichlicher Gabe, Einmal wie das andere faßten sie in der Stellung eines Kriechenden mein Knie an. Mag auch die Furcht vor dem Höhern den Ausdruck des Mißmuths zurückhalten: so kann doch der Pole nicht fürchten, durch eine frohe Miene den Höhern zum Zorne zu reizen.

Ich hatte noch Zeit genug die Stadt zu besehen, ehe die Abendtafel mich rief. Links an der Straße nach der Stadt lag das Wohnhaus des Grenzinspektors Wetterling. Sein Haus war zwar auch aus Holz gebauet, und hatte nur ein Stockwerk; aber es war weit-

läuftiger, innen recht angenehm, und sogar stattlich ausgeziert. Dazu kam die anmuthige Lage. Man musste von der Straße erst ungefähr dreißig Schritte durch einen Garten gehen, welcher sich sanft erhöhete. Auf dieser kleinen Anhöhe lag das Haus freundlich zwischen Bäumen. Eine Gartenbank am Hause, von Obstbäumen beschattet, und von benachbarten Rosengesträuch umgeben, gewährte eine süße Ruhe an dem heißen Tage. Von hier konnte man einen Theil des Städtchens und der Landschaft übersehen. Ein dunkler Wald in der Ferne lag schon im russischen Gebiethe. Der Graf von Dohna hatte hier Wohnung gefunden. Von hier lagen mehre zerstreute Häuser die Straße entlang bis zum Markte. Links stehet hier ein steinernes Eckhaus, zwei Stockwerke hoch. Der Postmeister Banse, ein junger, gebildeter Deutscher, der eine reiche Polinn geheirathet hatte, besaß dasselbe. Es war zur Aufnahme der Reisenden bequem und gut eingerichtet. Hier wohnte der Kriegsrath Herf. Ich fand seine Gattinn und Töchter in einem wohleingerichteten Zimmer sich von der ausgestandenen Hitze erhohlen. Sie er-

quickten mich zu meiner fernern Wanderung mit Limonade; aber ich wurde davon für eine Woche leidend, weil sie den Magen erkältet hatte.

Das Kaufhaus mitten auf dem Markte zog meine Aufmerksamkeit auf sich. Es ist ein Andenken an die Fürstinn Jablonowska, welches jetzt eben so verfällt, wie ihr ehemaliges Schloss. Das Gebäude macht ein großes längliches Viereck aus, welches einen bedeutenden Hofraum einschließt. Von jeder Seite ist zwar ein Eingang, aber der von der Schlossallee her, und der entgegengesetzte, sind die vorzüglichsten; sie sind portalartig, und oben auf dem Dachvorsprunge mit einer Bildsäule geziert. Von außen und innen sind in dem untersten Geschosse Kaufmannsladen angebracht. Das obere Geschoss enthält eine ungeheure Anzahl Zimmer, die sich nach der Anlage auf einhundert belaufen sollten; aber die meisten sind unvollendet wieder verfallen.

Die Grundherrschaft wollte Siemiatyce zu einer bedeutenden Handelsstadt erheben, da wirklich dieser Ort schon einen guten Grund zum Handel gelegt hatte, und viel Verkehr

hier Statt fand. Darum wurde dieses große Gebäude aufgeführt und zum Kaufhause eingerichtet. Die hiesigen zahlreichen, Handel treibenden Juden mussten die Kaufladen im untern Geschosse kaufen. Allein die Grundherrschaft arbeitete sich selbst entgegen: denn sie legte so viel Abgaben auf den Handel, daß er endlich ganz aufhörte. So kann der Mensch, um zu früh und zu viel gewinnen zu wollen, seinen wahren Gewinn vereiteln! Jetzt waren von der Menge Kaufladen nur einige im Hofe geöffnet. Die Juden trieben mit allerlei Waren darin Handel; aber sie hatten nicht gewusst, ihre Laden vortheilhaft auszuschmücken. Die Unreinlichkeit und Liederlichkeit in denselben stößt einen Käufer, der kein Pole ist, vielmehr zurück.

Das Missionathaus hat den Eingang vom Markte. Das Gebäude ist mit einer Mauer, sogar gegen den Markt, umgeben, welche aber, zu nahe dem Hause, einen düstern, engen Vorhof bildet. Die Stirnseite des Gebäudes ist in einen eingezogenen Bogen sanft gekrümmt. Zu beiden Seiten schließt sich ein Thurm an. Vor den beiden Thürmen, etwas seitwärts,

stehet zu jeder Seite eine Kapelle von geringem Umfange, doch beträchtlicher Höhe. Die eine ist die Glockenkapelle. Von hier an fanden wir die Glocken nicht auf Kirchthürmen, sondern in nebenbei gebaueten, thurmähnlichen Kapellen.

Die Thüren des Missionathauses waren fest verschlossen. Ich empfand einen Widerwillen, anzuklopfen, und ging zurück ins Schloss.

Nach der Abendtafel stand ich vor der Thür des Schlosses, als der Herr von Budzizewsky mit einer Gesellschaft polnischer Adeliger aus seinem Wohnzimmer kam. Die Frau des Grenzinspektors, eine Berlinerinn, hatte der Prinzessinn, kön. Hoheit, die Aufwartung gemacht, und traf die Adligen beim Weggehen noch an der Thür. Mit hoher Miene machte sie ihnen darüber Vorwürfe, daß sie der Prinzessinn nicht aufgewartet hätten; jene entschuldigten sich, daß sie auf ein Erscheinen vor der Prinzessinn nicht vorbereitet gewesen, und in ihren gewöhnlichen Kleidungen zum Besuche ihres Freundes gekommen wären; aber die Grenzinspektorinn äußerte, sie kennte schon die

Herrn Polen und ihren Trotz gegen das königliche Haus — und fuhr fort, den in Verlegenheit gerathenen Männern die größten Grobheiten zu sagen. Wahrscheinlich wollte sie mir zeigen, welch eine hohe Person sie in Simiatyce wäre, da ihre Zunge ganz ungestraft Pfeile auf die ehemaligen Großen des Landes werfen könnte.

Die Fremden gingen still fort; Budzizewsky blieb bei mir vor der Thür sitzen, und erzählte mir viel von sich und dem Zustande des Landes.

Er hatte in Göttingen und Halle studirt, und eine Anstellung in seinem Vaterlande bei einem preußischen Departement gesucht. Da ihm aber jeder Versuch misslungen war, wollte er sich der Landwirthschaft widmen, und hatte desswegen die Ländereien der Herrschaft Simiatyce gepachtet. Er war ein junger, artiger, gutmüthiger Mann, der alles sagte, was er auf dem Herzen hatte. Frei von Vorurtheilen beklagte er sich über seine Nation und über die verderbte Lebensart des polnischen Adels; aber er beklagte sich auch über die Verwalter der Provinzen, welche den Adeligen,

der so gerne sich von dem alten Sauerteige reinigen und treu dienen wollte, von jedem Statsdienste zurückdrängten, und dafür Menschen einschöben, die im Mutterlande gewiss so eine Anstellung nie bekommen haben würden.

Zuletzt forderte mich Budzizewsky auf, noch einen Punsch mit ihm zu trinken. So müde ich auch war, so gerne willigte ich ein, um noch länger dem erzählenden zuhören zu können. Der Punsch wurde in mein Zimmer getragen, welches einst das Lesezimmer bei der Bibliothek gewesen war. Das Getränk war aus rothem Burgunder, Champagner, Zucker und Zitronen ohne Wasser zusammengebrauet. Ich war zu müde, als daß ich hätte Antheil an dem Genusse nehmen können, und schlief auf der Matratze ein, indem mir mein Wirth erzählte.

Am folgenden Morgen, dem 19ten Juni, setzten wir die Reise nach der Grenze Preußens fort. Der Bug, welcher östlich der Weichsel zufließt, schied damals den preußischen Antheil an Polen von dem österreichischen.

Hier an der Grenzscheide wollen wir einen Blick auf das Land werfen, dessen Name in

der neuesten Geschichte wieder hervortreten musste, um Napoleon als lächerliches Aushängeschild eines Krieges, im Grunde aber als Vorwacht seiner Herrschaft zu dienen. Als er den Krieg mit Rußland im Jahr 1812 begann, sprach er: Soldaten, der zweite polnische Krieg hat angefangen! Man musste sich fragen, welches der erste gewesen wäre? Und Napoleon meinte den im Jahr 1807 unglücklich für Preußen beendeten damit, gleichsam als hätte er diesen für die Freiheit Polens geführt. Eben so musste man fragen, wie ein Krieg zur Unterdrückung Russlands ein polnischer Krieg genannt werden könnte?

Die Polen hatten das kurze, durch so viel Aufopferungen erkaufte Vergnügen, daß das Königreich Polen auf ein halbes Jahr wieder hergestellt wurde, bis die siegrei-Russen im Winter 1813 dem kleinen Zwischenspiele ein Ende machten.

Polen wurde einst, wie bekannt, von Königen regiert, die in der frühern Zeit erblich waren, in der Folge gewählt wurden. Jeder Edelmann hatte das Wahlrecht und auch die Ansprüche auf die Krone. Daher das Unglück,

daß diese Nation gänzlich dem Namen nach verschwunden, und das Reich die Beute der Nachbarn geworden ist: denn wie konnte da Einigkeit herrschen, wo ein jeder Mächtige, nach der Krone strebend, sich einen Anhang zu verschaffen suchte, der oft die Wahl gewaltsam durchzusetzen wagte, und nach dem Säbel griff, wenn er sahe, daß der Anhang des Gegners ihn überstimmte? Wie konnte das Band der Vaterlandsliebe alle zusammenhalten, wenn gegen den gewählten König die in ihrer Hoffnung getäuschten Mitbewerber jetzt als Feinde auftraten, und sich aus Groll freueten, wenn es dem Vaterlande unter diesem Könige recht übel ging, die sogar selbst auswärtige Feinde erweckten und herbeiriefen, und durch ihre Verbündungen (Konföderationen) stets schlagfertig gegen das Vaterland da standen? Wie konnte aber der König weise Einrichtungen treffen, Ordnung und Fleiß, Handel und Gewerbe, Künste und Wissenschaften in diesem rohen Volke erwecken und zur Blüthe bringen, wenn er nur darauf denken musste, seine Königswürde zu behaupten, und mächtiger, als die gegen ihn Verbündeten da zu stehen? Er

musste seinen Anhang vergrößern, ihm daher auf alle mögliche Art schmeicheln, und in allen Ausschweifungen nachsehen. Die erste Forderung an ihn war, die Freiheit der Nation nicht zu verletzen. Diese Freiheit bestand aber in der gänzlichen Gesetzlosigkeit des Adels, der thun konnte, was er wollte, ohne daß ein Richterstuhl über ihn zu richten die Macht hatte; nur die Nation, d. h. der versammelte Adel, war sein Richter. Welche Greuel diese Freiheit erzeugte, kann man dann erst recht einsehen, wenn man den Zustand des Adels und der übrigen Bewohner kennt.

Der Adel war fast der ausschließende Besitzer des Landes, sogar die meisten Städte gehörten ihm. Er vertrat die Nation, weil der übrige Theil derselben nicht Menschenrechte hatte; er versammelte sich, um einen König zu wählen, Gesetze zu geben, oder über Landesangelegenheiten Beschlüsse zu fassen. So eine Versammlung hieß Reichstag. Anfangs bestand sie bloß aus der hohen Geistlichkeit, den Erzbischöfen und Bischöfen, aus den höchsten Statsbeamten, den Woywoden,

Kastellanen und Starosten. Ehe noch die Herzogswürde bei den slavischen Stämmen Polens durch Piast im Jahre 842 eingeführt wurde, waren die Woywoden die Häupter der Stämme. In der Folge blieben sie Statthalter in den einzelnen Theilen des Landes, und wurden von dem Könige eingesetzt. Mächtige Männer waren sie, und Königen gefährlich durch ihren Anhang. Die Kastellane glichen den altdeutschen Burggrafen. Sie waren Befehlshaber in den königlichen Kastellen oder Burgen. Die Staroste waren Lehnsmänner des Königs. Die Statsgüter, welche der König besaß, hießen Starostie, und wurden verdienten Edelleuten entweder auf Lebenszeit verliehen, oder auch erblich gegen eine Abgabe von 25 vom Hundert der Einkünfte (Quarte genannt) überlassen.

Die zu jenen Statsstellen beförderten Männer machten den höhern Adel aus; die übrigen wurden zum niedern Adel gerechnet, und hießen Schlachschützen. Im Jahre 1466 wurde auch der niedere Adel, einer Geldbewilligung wegen, mit auf den Reichstag gezogen. Aus jeder Woywodschaft kamen zwei

Abgeordnete dahin, welche Landboten genannt wurden. Sie hatten den bedeutendsten Einfluss auf die Beschlüsse des Reichstages; wenn nur einer von ihnen widersprach oder sich entfernte, ohne weiter einen Grund der Missbilligung anzugeben, konnte nichts beschlossen werden, und der Reichstag ging aus einander. Dieses so schädliche, den Untergang des States befördernde Recht nannte man das liberum veto.

Der Adel hatte in seinen Gütern eine unumschränkte Gewalt über seine Unterthanen. Diese lebten nicht unter dem Schutze der Gesetze, und konnten nicht wider ihren Grundherrn vor Gericht stehen; er mochte noch so hart und grausam mit ihnen verfahren. Dabei stand dem Grundherrn das Recht über Leben und Tod seiner Unterthanen zu; er konnte über die ausschweifendsten Grausamkeiten nicht zur Verantwortung gezogen werden. Daher die greuelvollsten Begebenheiten, welche von wilder Wuth, thierischer Rohheit, höllischer Grausamkeit und hohnlachender Lust an Qualen in Polen erzeugt wurden. Nichts seltenes war es, daß Unterthanen in dem Schornsteine,

Juden vor den Fenstern des Gutsherrn aufgehängt wurden; etwas gewöhnliches war es, die Unterthanen bis aufs Blut zu peitschen, und dann Salz in die Wunden zu streuen, durch Daumschrauben die heftigsten Schmerzen in den Händen zu erzwingen, auf die Fußsohlen zu brennen, Weiber auf die Brust mit Nesseln zu peitschen, den Mädchen die Finger mit Werch zu umwinden und dann anzuzünden. Ja man hing die Bauern nackt an den Armen auf, umwickelte sie mit Erbsenstrohe, zündete dieses an, und brannte so den Körper der unglücklichen wund zur Augenweide ihrer Peiniger, welche dabei saßen, lachten, und den gequälten nachher noch hundert Streiche auf Rücken und Bauch geben ließen. Es war nichts seltenes, daß die Bauern zu Tode geprügelt wurden, oder in dem Fußblocke den Gebrauch der Füße verloren hatten, oder im sogenannten polnischen Bocke zu Krüppeln geworden waren. Und für alle diese Stafen mussten noch die Gequälten oder die Hinterlassenen der Ermordeten Züchtigungsgebühren bezahlen! Welchen Hohn trieb man mit der Menschheit!! Was ein einziger Nero,

ein einziger Caligula oder Domitian in Rom während der Dauer eines Menschenlebens verübt hatte, das geschahe täglich in Polen von tausend Neronen, von Menschen, die alles menschliche Gefühl in sich erstickt, und sich alles angeeignet hatten, was Zügellosigkeit, Rohheit, Herrschsucht, Straflosigkeit und Völlerei blutiges, unmenschliches, schändliches, lasterhaftes und furchtbares nur je erzeugen können. Wenn auch die Theilung Polens unter die angrenzenden Staten eine politische Ungerechtigkeit zu sein schien; so war sie doch Wohlthat für die Menschheit: denn die neuen Regierungen unterwarfen den Edelmann dem Gesetze, entzogen ihm das Recht der peinlichen Strafe, erlaubten ihm nur mäßige Züchtigung, verbothen die Züchtigungsgebühren, und gaben dem unterdrückten Unterthan das volle Menschenrecht, vor einem höhern Richter erscheinen, und seinen Unterdrücker anklagen zu dürfen. Daher der Unwille des Adels und sein fortglühender Haß gegen die neuen bessern Regierungen, die den Unterthan wenigstens retteten, als das alte Statsgebäude welches vom Adel untergraben, und durch fortdauern-

de Erschütterungen aus allen seinen Fugen getreten war, endlich zusammenstürzte.

Wenn die Leibeigenen Streitigkeiten unter sich hatten, war der Grundherr ihr Richter. Aber nichts wurde dabei niedergeschrieben, nicht nach einem Gesetze gefragt. Blos die Willkühr entschied. Unter den neuen Regierungen, besonders der preußischen, wurde auch hier der Unterthan geschützt. Durch Rechtsgelehrte und verordnete Kreisgerichte mussten hinfort die Streitigkeiten entschieden werden.

Dem adeligen Besitzer gehörte, als Grundherrn, der ganze Grund und Boden; alle darauf wohnende Menschen waren sein, wenn sie nicht durch Verträge oder als Pächter von seinem Eigenthume ausgeschlossen waren. Er gab den Bauern Land, Vieh, Geschirr, bauete ihnen eine Hütte, und gebrauchte ihre Kräfte zu seinem Nutzen. Tagtäglich mussten sie für ihn unentgeldlich arbeiten, und sogar seine Fuhren ohne Entschädigung thun. Ihre Felder mussten sie nebenbei bestellen, um von dem Ertrage leben zu können. Die Kinder mussten ohne Lohn bei dem Herrn dienen. Um ihre sittliche Ausbildung, oder um ihre Belehrung

in der Landwirthschaft bekümmerte sich der Edelmann nicht. Er wollte sie geflissentlich auf der niedrigsten Stufe menschlicher Bildung erhalten. Ja häufig trug er selbst zu ihrem sittlichen Verderben bei. Er suchte sich gewöhnlich ihres erübrigten Erwerbes dadurch zu bemächtigen, daß er sie zwang, jährlich eine bestimmte Menge Bier und Brantwein aus seiner Brauerei und Brennerei zu kaufen, sie mochten nun so viel trinken können oder nicht. Fast immer hatte er sein Brenn- und Brauwesen an einen Juden so hoch verpachtet, daß dieser so erstaunliches Pachtgeld nicht hätte aufbringen können, wenn ihm nicht jene Maßregel das Geld der Unterthanen in die Hand geführt hätte. Der Bauer, zum Trinken nun einmal gezwungen, und von Natur dazu geneigt, erfüllte den Befehl des Edelmannes so treulich, daß er sogar Weib und Kind mit zum Juden nahm, und oft schon die künftige Ernte vertrank, sich und die Seinigen aber immer tiefer unter das Vieh hinuntersetzte. Häufig wurden Jahrmärkte auf den Dörfern von den Gutsbesitzern angelegt, um auch die Trinker aus der Nachbarschaft herbeizuziehen,

und dem Biere und Brantweine Absatz zu verschaffen; aber die benachbarten Gutsherrn schickten auch ihre Juden mit Trinkbuden auf die Jahrmärkte, und verbothen ihren Bauern bei 100 Stockschlägen von einem andern zu trinken, als von ihrem Pächter.

Wie der sittliche Zustand des Adels beschaffen gewesen sei, kann man leicht denken. Ein Knabe, der von Jugend auf hat Menschen so behandeln, und ihre Kräfte nach der Lust des Gebiethers so gebrauchen sehen, wie man kaum Lastthiere behandelt, der an seinen Ältern nichts menschliches wahrgenommen hat, als Laster und Stolz — wie kann der die Menschheit haben achten, und seinen Stolz in etwas anderes setzen lernen als in das Recht, die übrigen ungestraft unterdrücken zu dürfen. Alle rohe Triebe wuchsen bei ihm zur Leidenschaft, jeder Muthwille wurde Zügellosigkeit, jedes edlere Gefühl erstickte, und gänzliche Gefühllosigkeit entstellte die Menschennatur. Von selbst erwachte kein Trieb nach Kenntnissen, und der Vater glaubte auch kein besseres Erbtheil, dem Sohne hinterlassen zu können, als seine Güter; er hielt das nur für Bildung

des Mannes, was er selbst wusste und ausübte, das Pferd nemlich, und den Säbel und den Kantschuh führen zu können, und sich nicht unter den Tisch trinken zu lassen. Die Völlerei bei den Edelleuten ging so weit, daß bei Tische ein Kelchglas ohne Fuß umher gegeben wurde; es konnte daher nicht niedergesetzt werden, und musste aus Hand in Hand gehen. Manche, selbst Fürsten, hatten in ihrer Stube eine Streu, um gleich darauf fallen zu können, wenn die Trunkenheit ihnen alle Kraft des Körpers gelähmt hatte. Wachten sie wieder auf: so ging das Trinken vom neuen an. So einen Menschen hatte der heranwachsende Knabe zum Vorbilde! Auch die Religion konnte nicht das Edlere in dem Menschen erwecken: denn sie war durch die gewinnsüchtigen, unwissenden und lasterhaften Geistlichen und unflätigen Mönche so herabgewürdigt, daß sie nur den Lastern als Beförderinn dienen, und jedes Bubenstück ausführen helfen musste. Für jede Sünde konnte man Ablaß kaufen, und im Voraus Vergebung für noch zu begehende Frevelthaten erhalten. Wie konnten da noch göttliche Gesetze den rohen Trieb des

Menschen zügeln, wo das Strafgericht durch Geld vereitelt, und die beleidigte Gottheit und Tugend durch Gold besänftigt wurde. So sittenlos, wie der Adel, war auch die Geistlichkeit, und übte gleiche Grausamkeit gegen ihre Unterthanen aus. Der Gottesdienst wurde gewöhnlich von Betrunkenen gehalten, und nicht selten taumelte der Pfaffe vor dem Altare nieder. Die Bauern trugen so oft die betrunkenen Mönche, welche im Kothe sich wälzten, zu der Pforte des Klosters, und küssten ihnen dann ehrerbietig die Hand. Wenn noch der Adel natürlichen Verstand besaß, so zeichnete sich dagegen die Geistlichkeit durch Dummheit aus.

Doch was ich hier gesagt habe, gilt nicht von allen Adeligen. Es gab auch Männer unter ihnen, die sich emporzuheben strebten, es gab Geschlechter unter ihnen, in denen höhere Bildung einheimisch geworden war, die in der Geschichte Polens prangen, und oft vor den Edeln der Nachbarn vorragen. Allein die Mehrzahl der Adeligen war verderbt, und selbst die reichen, welche in ausländischen Bildungsanstalten erzogen, oder durch Reisen, be-

sonders in Frankreich, mit der Welt bekannt wurden, verriethen zu oft eine angeborne Wildheit und Unbiegsamkeit, welche der Bildung und Verfeinerung der Sitten wenig Eingang verstattete. Sie brachten Wohlgefallen an den verfeinerten Genüssen des Auslandes, aber nicht Wohlgefallen an den Tugenden desselben mit, verachteten nur noch mehr ihre Nation, und überließen sich, ebenfalls auf Kosten ihrer Unterthanen, dem schwelgerischen, doch mit Glanz überzogenen Leben. Sie fielen zwar nicht von Brantwein berauscht, auf Stroh nieder; aber dafür trug ein seidenes Polster in dem prächtigen Zimmer den in den feinsten Genüssen berauschten und übersättigten Schwelger.

Unter den Adeligen fand in frühern Zeiten kein Unterschied des Ranges statt; alle waren Schlachschützen; nur Statsbedienungen gaben ein größeres Ansehen. Reiche Familien ließen sich in Deutschland zu Fürsten und Grafen erheben; andere legten sich den Ehrennamen Graf selbst bei, und unterstützten ihn durch ihr Ansehen; aber lange wurden diese Standeserhöhungen in Polen nicht anerkannt.

Jetzt ist so eine Bezeichnung höheren Ansehens den Familien angeerbt, und jedermann erkennt sie ohne Widerspruch an.

Es war aber in Polen einst Sitte, daß einzelne adelige Güter nach dem Tode des Vaters unter die Söhne vertheilt wurden. Diese theilten in ihrem Alter wieder unter ihre Kinder alles, was sie hinterlassen würden — und so dauerten die Theilungen fort, bis die größesten Güter durch Zerstückelungen in eine Menge kleine Besitzungen zerfielen, welche nicht besser, als das schlechteste Bauergut waren, und nun nicht weiter getheilt werden konnten. Die Besitzer dieser Güter waren in der jämmerlichsten Lage; sie lebten so elend und dürftig, wie die Bauern, nur mit dem Unterschiede, daß sie freie Menschen waren, und sich durch das Andenken an ihren Adel erquickten. Ihre Kinder mussten dem Erstgebornen das erbärmliche Gut überlassen, die übrigen sich in der Welt zerstreuen, und bei andern Edelleuten Dienste suchen, wo sie als Voigte, Verwalter oder Wirthschafter gewöhnlich angestellt wurden. In dem ehemaligen Bialystockschen Kammerdepartement waren 1129

adelige Dörfer, in welchen nur solche adelige Bauern wohnten, vorhanden. Die Zahl der Familien belief sich gegen 25,000, und es mochten wohl, nach mäßiger Berechnung 150,000 Köpfe adeliger Herkunft daselbst aufzufinden sein.

Diese machten eigentlich die Nation aus, denn sie nur hatten das Bürgerrecht, welches dem Bauer, als Sklaven, versagt war. Ungeachtet ihrer Dürftigkeit, hatten sie alle Rechte des Adels, dessen Würde durch die Niedrigkeit ihrer Lage nicht litt. Sie erschienen bei den Wahlversammlungen und auf Reichstagen, hatten sogar gleiche Ansprüche auf die Krone. Bei den Königswahlen war ihr Einfluss bedeutend: denn ihre Stimme war vollgiltig, und doch so leicht käuflich, oft durch eine Flasche Brantwein. Manchen wollte das Glück wohl. Im Dienste großer Herren erwarben sie sich, durch Recht oder Unrecht, Vermögen, heiratheten oft eine reiche, adelige Frau, und erhoben dadurch ihr Ansehen, das nur durch ihre Armuth, nicht durch ihre Geburt in einer elenden Hütte gesunken war.

Diese armen Schlachschützen sind von dem Bauer in der Kleidurg nicht anders zu unterscheiden, als an den nackten Füßen im Sommer, denn sie gehen aus Stolz lieber barfuß, als daß sie sich zu dem Bauer erniedrigen, und wie dieser an das edle Fußwerk Schuhe, aus Bast geflochten, ziehen sollten. Einst trugen sie auch noch einen Säbel über das bloße Hemd geschnallt, wenn sie ackerten oder Dünger fuhren; dieß ist ihnen aber verbothen worden. Sie haben ein schlechteres Los, als der Leibeigene oder Unterthanen eines Gutsherrn. Den wenn dieser Unglück hat, wenn die Hütte abbrennt oder einstürzt, wenn sein Vieh fällt, wenn Misswachs die Ernte zerstört, muss der Grundherr den Schaden tragen, und darf senes eigenen Nutzens wegen den Leibeigenen nicht verhungern lassen, wer unterstützt aber dann den armen Schlachschützen?

Die gnädigen Fräulein sind die unglücklichsten Geschöpfe von der Welt. Der Stolz plagt sie sehr, und dennoch müssen sie die Dienste der gemeinsten Mägde verrichten, und barfuß den Kuhstall reinigen. Sie sollen so sehr auf ihre adelige Abkunft halten, daß sie

nicht einmal einem wohlhabenden Bürger in der Stadt ihre Hand zusagen.

Der König von Preußen ließ die Söhne der armen Schlachschützen unter die leichte, mit Piken bewaffnete Reiterei, welche damals Towarczys (sprich Towarßys) genannt wurde aufnehmen. Sie mussten als Gemeine dienen, erhielten aber eine Auszeichnung an dem Federbusche und dem Säbelbande, und den Sold eines Unteroffiziers. Damit konnten sie zufrieden sein: denn sie bekamen doch eine anständige Kleidung, einen Säbel, einen Federbusch, ein Pferd und einige Groschen Geld, und wurden zur Ordnung und Reinlichkeit, so wie zum Gehorsam gewöhnt; aber sie sind meist alle zum Feinde übergegangen.

Das Ritterwesen der alten Zeit hat bei den Polen nie Eingang gefunden; man findet daher auch keine Ritterburgen, wie in dem angrenzenden Mähren; dafür aber viel sogenannte Schlösser oder Pachtgebäude, um welche die zerstreuten Sklavenhütten liegen, und im eigentlichen Sinne schrecklich abstechen.

Die meisten Städte in Polen sind in dem kläglichsten Zustande. Nur die großen,

durch Handel oder Sitz der Regierung ausgezeichneten, erheben sich zu städtischem Glanze und zum Wohlstande. In ihnen findet man fremde Künstler und Handwerker, die, auf ihre Geschicklichkeit vertrauend, eingewandert sind, und ihr gutes Auskommen finden. Aber in den mitteln und kleinen Städten liegt der Gewerbefleiß ganz; der Jude macht sich wichtig und wohnt am Markte, der Christ hat sich in Nebenstraßen zurückziehen müssen. Die Juden haben allerlei Handwerke gelernt, zu denen kein großer Aufwand von Kraft gehört. Maurer, Zimmerleute, Tischler, Schmiede giebt es unter ihnen nicht. Diese sind Deutsche oder Böhmen, gewöhnlich aber solche Menschen, die in ihrem Vaterlande fortzukommen sich nicht getraueten, der städtische Pole treibt selten ein Handwerk, dazu ist er zu träge; gewöhnlich lebt er vom Ackerbaue. Die bürgerlichen Freiheiten der Eingebornen sind zu sehr durch adelige Grundherren eingeschränkt worden.

Unter der preußischen Regierung konnten mehrere Städte sich heben. Der städtische Verkehr wurde durch die Kriegs- und Domänenkammern befördert; die Rechte der Bürger

wurden gesichert; durch Anlegung der Kreisgerichte, landräthlichen Sitze, Vorrathshäuser und durch Einlager der Soldaten wurde die Einwohnerzahl bedeutend vermehrt und Geld unter die Leute gebracht; doch alles dieses brachte nur den Deutschen und Juden, keineswegs den trägen Polen Nutzen.

Ich komme zu den Juden in Polen. Diese unglückliche, oft so hart bedrängte Nation hat sich in Polen sehr ausgebreitet, und manche Städte sind oft ganz von Juden bewohnt. Doch wovon sollten sich diese Menschen nähren, wenn sie nicht Handwerke erlernt, und dem Fuhrwesen oder Ackerbaue sich ergeben hätten? Ein großer Theil suchte einst Gewinn von Pachtungen. Sie pachteten von den Edelleuten und Geistlichen alles, was nur irgend einen Gewinn versprach, für den höchsten Preis, als: Bierbrauereien, Brantweinbrennereien, Wirthshäuser, Mühlen, Fleischhauereien, Grundstücke, Zinsen von Gütern, Zehnten, sogar Taufschein = Leichen = Meßgebühren, ja auch Lieferungen für die Kirche. Die Geistlichen verpachteten, nemlich, was kaum glaublich scheint, die zufälligen Einnahmen für Trau-

ungen, Taufen, Leichen und Messen gegen ein bestimmtes Geld an den Juden; dieser hatte nun den Schlüssel zur Kirche, zum Taufstein, und zum Tabernakel oder dem Orte im Altare, wo die Monstranz aufbewahret wird; ohne ihn vorher bezahlt zu haben, konnte kein Kind getauft, kein Brautpar getraut, keine Leiche begraben werden. Für geringes Geld vertrat er nebenbei den Küsterdienst, läutete zur Kirche, besorgte Kerzen, Wein und Hostien, putzte den Altar auf, und würde selbst Messe gelesen haben, wenn er etwas hätte dabei verdienen können, und es ihm verstattet worden wäre.

Ein großer Theil dieser Pachtungen ist in neuern Zeiten weggefallen. In dem österreichischen ältern Antheile von Polen wurde 1785 verordnet, daß alle Schenkwirthschaften, alle Verpachtungen der Mahlmühlen, Gütereinkünfte, Markt- und Weidegelder im November 1785 — und alle Verpachtungen des Bierbrauens, der Bauholzbenutzung, der Fleischhauereien, der Maß- und Waggelder, des Pflastergeldes &c. &c. bis zu Ende des Jahres 1787 den Juden abgenommen sein sollten. Dadurch wur-

den über 15,000 Familien brotlos, und ein großer Theil von ihnen wurde über die Grenze gebracht, weil sie durch gänzliche Nahrungslosigkeit in das fürchterlichste Elend hinabgesunken waren, und in der höchsten Noth dem State gefährlich oder wenigstens zu lästig wurden. In dem, aus den preußischen Antheilen entstandenen Herzogthume Warschau waren die Pachtungen noch den Juden gelassen; als aber im Jahre 1812 das Königreich Polen auf kurze Zeit aufwachte, wurde den Juden ebenfalls das Bierbrauen, Brantweinbrennen und Brotbacken streng verbothen.

Es ist wahr, die Juden hatten sich die härtesten Bedrückungen und Betrügereien von jeher zu Schulden kommen lassen; aber wer war davon Ursache? der Edelmann, der dem Juden, welcher nun einmal einen Nahrungserwerb suchen musste, die Pachtungen zu einem fast unerschwinglichen Preise überließ, und ihm dagegen nicht allein jede Ungerechtigkeit erlaubte, sondern ihn oft darin unterstützte.

Ich war indeß immer froh, wenn ich auf meiner Reise Juden sahe: denn aus ihren Augen blickte doch ein denkender, thätiger mensch-

licher Geist; der weit erhaben über dem Polen steht.

Unter den Juden und Polen ist ein auffallender Unterschied. In einigen Gegenden, besonders in dem ehemaligen Neuostpreußen, grenzt er an den gemeinen Polen, und steht oft noch unter ihm. In bedeutenden Städten trifft man zwar einzelne an, welche sich durch Handel und Betriebsamkeit emporgearbeitet, und von dem Schmutze gereinigt haben; im allgemeinen sind aber diese Elenden entweder die gemeinsten Schacherjuden, oder ärmliche Landbebauer, und unterscheiden sich in ekelhafter Lebensart durchaus nicht von dem gemeinen Polen, außer dadurch, daß sie deutsch sprechen. Ich erinnere mich fortdauerd an jene Judengesichter, die in dem ersten polnischen Dorf Lyck aus allen Fensterlöchern sahen, und mich angrinzten. Auch die Gesichtsbildung und der Körperbau dieser Menschen ist verschieden von den westgalizischen Juden, von denen ich nachher sprechen werde. Breite Gesichter, starke Jochbeine, wilde Augen, eine gebogene Nase mit breiten Flügeln, ein großer Mund, wegstarrende, große, unreinliche Bärte, gleiche

Hauptharе, eine rothbraune Gesichtsfarbe, ein untersetzter, breitschulteriger Körper sind das eigenthümliche jener Judenart, nach welcher sich die Künstler gerichtet zu haben scheinen, wenn sie polnische Juden gemahlt haben. An der deutschen Grenze scheint der Jnde mehr unterdrückt zu seyn; der Deutsche hat mehr Einfluss. Im Innern des Landes ist es ganz anders; hier kann sich der Jude stolzer heben; er ist der unentbehrliche in der Landstadt; da wo kein deutscher Kaufmann sich niedergelassen hat, ist der Handel ganz in seinen Händen; fremde Handwerker können in kleinen Städten selten neben ihm aufkommen: denn er ist sehr billig, und äußerst geschäftig, um sich Kunden zu verschaffen. Als Bäcker und Schlächter hat er vor einem Fremden den Vortheil, daß er die Landessprache vollkommen versteht, und den polnischen Bauer zu behandeln weiß, so daß er immer mit Vortheil einkauft. Das Balbiergeschäft betreibt er ausschließlich, und nennt sich dann einen Chirurgus. Wenn aber jemand etwas zu haben wünscht, das nicht gleich bei der Hand ist, wer anders sollte ihm das verschaffen, als der

unermüdliche Jude, der keinen Gang und kein vergebliches Wort sich verdrießen läßt, auf alles aufmerksam, und am Ende mit einer sehr geringen Belohnung zufrieden ist.

Für den Reisenden, besonders für den Deutschen ist der Jude unentbehrlich. Denn in den besten galizischen Städten sind oft Gasthäuser, in denen man nichts findet, als eine leere Stube. Der verdrießliche Reisende fragt, ob er nicht ein Bett, einen Polsterstuhl, einen Tisch mit verschlossenem Tischkasten bekommen könne? Der Wirth antwortet: es ist nichts da! Da kommen aber bald mehrere Juden; jeder will der Faktor (oder Besteller) des Herrn werden. Der Fremde nimmt einen zum Faktor an, und ist in kurzem mit allem versehen, was er wünscht. Der Faktor ist mit dem Zustande des Ortes aufs genaueste bekannt, weiß daher, wo er etwas geliehen bekommen kann, und ist so unverdrossen, daß er wie ein Jagdhund hin und her läuft, und so fähig, daß er alles mit Verstande besorgt, was man ihm aufträgt. Daß er durch seine Mühe verdienen will, kann ihm nicht zum Vorwurfe gereichen. Er ist aber in seinen Forderungen lange nicht

so unverschämt, wie der Christ. Ich habe gefunden, daß sich diese Menschen immer gegen mich zufrieden zeigten Wenn einer den ganzen Tag für mich gerennt war, und für alles nöthige gesorgt hatte, erhob er meine Güte bis zum Himmel, wenn ich ihm zwei Zwanzig-Kreuzer gab.

Der Jude in Galizien ist weit gebildeter, als in irgend einer andern polnischen Gegend, die ich durchreiset habe; er ist höchst bescheiden, nicht kriechend, wie der böhmische Jude; aber höflich und dienstfertig; er muß nach Erwerb auf vielfache Art ausgehen, aber in seinen Forderungen ist er billig; seltener läßt er Betrug sich zu Schulden kommen, als irgend wo.

Eine große Bequemlichkeit für den Deutschen ist die deutsche Sprache, welche jeder Jude vollkommen versteht, und sehr richtig spricht. Warum ein jeder deutsch spricht? darüber habe ich bei ihnen selbst nachgeforscht. Ich erhielt nur zur Antwort: wir lernen die deutsche Sprache von Jugend auf von unsern Vätern, und müßten Vieh sein, wie die Polen, wenn wir keine andere Sprache, als die ihrige, lernen wollten.

Die polnischen Juden stammen zwar aus Deutschland, besonders aus der Mark Brandenburg, wo sie vorzüglich im Jahre 1510, grausam verfolgt wurden, und aus Böhmen, wo die Verfolgungen in frühern Zeiten gar nicht aufhörten; aber seit so langer Zeit hätten sie wohl das Deutsche verlernt, wenn nicht eine innere Ursache, nemlich das Gefühl der Erniedrigung, sobald sie nur polnisch, nicht mehr deutsch sprächen, sie anreizte, die deutsche Sprache unter sich zu erhalten. Äußere Ursachen z. B. die Nothwendigkeit mit Deutschen umzugehen, der Handel mit Deutschland rc. rc. sind nicht allgemein geltend, denn die meisten Juden treiben keinen Handel mit Deutschland, und viele gehen mit Deutschen gar nicht um, z. B alle die, welche auf den Dörfern zerstreut umherwohnen, und entweder vom Landbaue oder von Geschäften mit Landleuten ihren Lebensunterhalt nehmen. Ein ähnlicher Fall findet bei jenen Sachsen Statt, die unfern Petersburg ein Dorf bevölkert haben. Seit mehr als hundert Jahren behaupten sie ihre Sprache und Sitten hartnäckig; ändern in ihrer Kleidung, die sie aus dem

Vaterlande mitgebracht haben, nichts ab, und lassen selbst ihre Knaben keine anderen, als deutsche Knabenspiele spielen. Ganz anders ist es in Deutschland mit den seit 1685 eingewanderten Franzosen. Ludwig XIV König von Frankreich, wurde durch Pfaffen und ein frömmelndes Weib dahin gebracht, mit Gewalt erzwingen zu wollen, daß in seinem Lande nur ächt katholische Unterthanen wären. Alle durch das berühmte Edikt König Heinrichs des IV., (gegeben zu Nantes am 13. April 1598,) beschützte, und in ihren Bürgerrechten und Religionsfreiheiten gesicherte Protestanten verloren diese Freiheiten und Rechte. Durch die unmenschlichsten Qualen und fast nie weiter gehörten Grausamkeiten wollte man die friedlichen Unterthanen zur Annahme der katholischen Religion zwingen. Selbst die Wilden in Nordamerika können nicht in Erdenkung der teuflischsten Hinquälung gefangener Feinde so ausarten, wie die damals hochgebildeten, aber immer in Verworfenheit sich auszeichnenden Franzosen. Die vornehmsten Frauen wurden nackend zur Schande Tage lang auf die Straße gestellt; man durchstach

ihnen die Augen und Brüste mit Bajonetten; Mütter fesselte man an die Bettpfosten, und an die entgegengesetzte Seite band man ihre Säuglinge, und ließ das Mutterherz mehrere Tage lang die Qual des schmachtenden Säuglings fühlen, damit es seinen Glauben an einen heiligen Gott gegen den Glauben der Verfolger hingäbe. Stiefel voll Fett wurden Männern angezogen, die man dann an ein großes Feuer stellte, und so ihre Füße bis zur Verzweiflung erhitzte; andern tröpfelte man siedenden Talg in die Augen, andern brannte man Pulver in den Ohren los, andern bohrte man Löcher ins dicke Fleisch, und goss Essig und Salz in die Wunden. Das abscheulichste war, daß Ludwig das Auswandern bei Lebensstrafe verboth, und die Grenze mit Soldaten gleichsam umziehen ließ. Dessen ungeachtet entkamen durch allerlei, selbst die verwegensten Mittel nicht zu berechnende Tausende ihren Verfolgern. An 20,000 Flüchtlinge, welche den Namen Refugiés erhielten, kamen allein in die Länder des Kurfürsten von Brandenburg, Friedrich Wilhelms, des Großen. Hier ließen sie sich in Dörfern und Städten nieder,

verbreiteten Künste und Wissenschaften, und brachten neue, nützliche Kenntnisse und Zweige des Erwerbfleißes in ihr künftiges Vaterland. Neue Dörfer entstanden durch die französischen Ankömmlinge. Sie vereinigten sich zu Gemeinen, und bekamen eigene Obrigkeiten und Prediger, welche in französischer Sprache ihre Vorträge hielten. In den Städten erhielt sich die französische Sprache, weil diese, leider! die Modesprache der Vornehmen war: aber auf den Dörfern vergaßen die Nachkommen immer mehr die Muttersprache, so daß jetzt dort allgemein deutsch gesprochen und geprediget wird. Und wie kommt es, daß diese Menschen nicht hartnäckig bei ihrer Muttersprache geblieben sind? Weil ihre neue Umgebung nicht ungebildeter gewesen ist, als sie gewesen sind. Sie haben es für keine Erniedrigung gehalten, deutsch zu werden, ja vielmehr dabei zu gewinnen geachtet, wenn sie den Franzosen gänzlich ablegten. Nicht so in Polen die Juden!

Ich habe mich gewundert, wie diese Menschen in den entlegensten Städtchen das Deutsche so rein und vollständig sprechen, da sie doch getrennt von Deutschen leben, keine deut-

schen Bücher lesen, und, wenn ja ein Deutscher sich dahin verirrt, oft von ihm das schlechtere lernen würden. Auch die Weiber sprechen mit Fertigkeit; doch bisweilen fand ich eine, die der Sprache nicht gehörig mächtig war.

Da der Jude auch das Polnische gut versteht, und gleichsam als Muttersprache spricht, auch sein Hebräisch außerdem erlernen muß; so ist natürlich sein Verstand mehr ausgebildet worden, als der des Polen.

Die Körperbildung des galizischen Juden zeichnet sich sehr zu seinem Vortheile aus. Er hat gewöhnlich die rechte Mannsgröße, ist meistentheils schlank gewachsen, und von angenehmer, freundlicher Gesichtsbildung, mit reiner, lebhafter Farbe. Die Augen sind sehr oft blau, die Hare gewöhnlich dunkelbraun, die Zähne durchgehends schön gestellt, und blendend weiß.

Merkwürdig ist ihr Har. Es fällt von Natur in Locken herab, die sich zu schmalen langen Streifen absondern, und um sich selbst wie Schraubengänge winden. Beim ersten Anblicke scheint die Kunst diesen Kopf- und

Bartschmuck hervorgebracht zu haben; aber die Juden haben vor meinen Augen die Hare ausgekämmt, und augenblicklich haben sich die Locken wie vorher gebildet. Bei den Juden, die Landbau treiben, trifft man weniger diese Locken, sondern nur krauses Har. Viele Gesichter ähneln mehr oder weniger den Zügen, die man an den Christusköpfen wahrnimmt; ihre Augen sind dann sanft blau, und haben einen hingebenden, duldenden und überaus frommen Blick. Auch an mehrern gemahlten Christusköpfen findet man die langen, schmalen, schraubenförmig geringelten Locken des Hauptes und Bartes.

Im Hauswesen der galizischen Juden ist mehr Ordnung und Reinlichkeit, als bei den Polen; Ungeziefer habe ich nirgends gefunden. Die Weiber halten auf Putz, die Männer auf anständige Kleidung.

Der Jude trägt einen langen Rock, der bis auf die Knöchel reicht. Der Schoß ist nicht aufgeschlitzt; vorn wird der Rock zugeheftelt; neben den Hefteln ziehet sich ein handbreiter Besatz von Sammet, Manchester oder Atlas, die ganze Länge der beiden Vordertheile

herab. Die Ärmel, welche vorn eine Spanne lang aufgeschlitzt, und wieder geheftelt sind, haben am Rande einen gleichen Besatz. Die Farbe des Kleides ist bei den Männern durchgängig schwarz. Junge Leute haben beliebige Farben. Der Stoff ist bei den ärmsten Barchet oder Zeuch, bei den andern Seide. Um den Leib wird noch eine Binde von der Breite einer Viertelelle aus schwarzem wollenen Zeuche, Sammete oder Tafft gewunden. Stiefel werden nicht getragen, sondern Schuhe, mit Bändern zugebunden, und weiße Strümpfe. Noch hat der Jude zum State einen schwarzen, faltigen Mantel mit kleinem, überliegenden Kragen; er bindet ihn vorn mit einer langen Schnur zu, und läſſt ihn gewöhnlich über die Schultern zur Seite hinabhangen, so daß er beim schnellen Gehen fliegt. Der Kopf wird mit einer runden Kappe aus Leder oder Sammet bedeckt; diese Bedeckung nimmt der Jude nicht ab. Dagegen setzt er über die Kappe beim Ausgehen einen runden Hut mit kleinem Kopfe, aber großer, breiter Krempe.

Die Jüdinnen in Galizien haben gewöhnlich ein längliches Gesicht, weiße, zarte Haut

und blaue Augen; nicht selten trifft man Schönheiten unter ihnen an. Sie wissen ihren Kopf auf eine sonderbare, aber nicht angenehme Art zu schmücken. Ein bindenartiges Kopfzeug umgiebt die auf dem Wirbel zusammengefassten Hare, zu beiden Seiten des Kopfes hangen Flügel herab aus Perlen, welche auf Draht gereihet sind. Reiche Jüdinnen haben diesen Kopfschmuck aus echten Perlen, die in Gold gefasst sind. Er ist oft 30,000 fl. werth. Der Kopfputz der unbemittelten bestehet aus Glasperlen von weißer, gelber oder korallenrother Farbe.

Zum State ziehen die Jüdinnen eine Kleidung an, welche das Ansehen einer Kontusche hat, wie sie bisweilen ein altes Mütterchen bei uns noch trägt. Im Sommer gehen sie aber gewöhnlich in Hemdenärmeln, die weit sind, und bis an die Handwurzel reichen, wo sie mit einem Knöpfchen zusammengehalten werden. Eine Art Mieder, vorn ausgezackt und geschnürt, umgiebt den Oberleib. Das Hemd ragt bis an den Hals, den es faltenreich umschließt, aus dem Mieder vor. Die Eheweiber haben einen Streifen aus Kattun

oder buntem seidenen Zeuche vom Halse herabhangen. Er ist oben am Schlusse des Hemdes festgebunden, und am Bunde des Rockes so befestiget, daß er schlaff über die Brust hangt, und die Jüdinnen beide Hände in ihm ruhen lassen können.

Über den Bauer haben meine Leser schon manche Bemerkung gefunden. Dieser Stand war der gedrückteste in Polen, und wurde nicht zur Nation gerechnet, weil er keine Menschenrechte genoß. Jetzt sind die Bauern frei; aber, wie ich schon gesagt habe, dadurch in ihrer Lage noch nicht viel gebessert: denn sie haben kein Eigenthum, und müssen sich alle harte Bedingungen des Grundherrn noch gefallen lassen, wenn sie leben wollen; nur mit dem Unterschiede, daß sie vor Grausamkeiten und der Eigenmacht des Edelmanns geschützt sind.

Doch gab es auch vorher freie Leute unter den Bauern, welche Eigenthum besaßen, dasselbe verkaufen, und mit ihrem Vermögen fortziehen konnten. Dahin gehören die Freischützen, Lehnmänner, Müller, Zinsbauern, Holländer und Kolonisten. Letzte wanderten

zahlreich, besonders aus Schwaben, in neuern Zeiten ein, und bekamen nach Maßgabe des mitgebrachten Vermögens ungebautes Land angewiesen, Häuser gebauet, Vieh geschenkt, Getreide geliefert und Zinsfreiheit auf gewisse Jahre. Die meisten hatten gehofft, sich schnell bereichern zu können, fanden dafür nichts als Schwierigkeiten, mit denen sie kämpfen mussten, leisteten das nicht, was man sich von ihnen versprochen hatte, und seufzen nun über ihre schlimme Lage, oder ziehen auch wieder fort.

Die beklagenswürdigsten sind die vormaligen Leibeigenen. Ohne Eigenthum, leben sie nur für heute, nach Art der Thiere; alles, was sie haben, gehört ja dem Grundherrn. Haben sie nach der Ernte Getreide übrig, so wird es in Gesellschaft der Weiber und Kinder vertrunken. Mangelt das Brot im Winter: so schießt ihnen der Edelmann gern Getreide vor, damit er sichs zur Zeit der Ernte mit Wucher zurücknehmen kann. Fällt ein Stück Vieh: so fällt es dem Grundherrn, dem alles gehört. Darum schonet der Bauer sein Vieh auch nicht, treibt es unmenschlich an, und ist

im Kleinen derselbe Tirann, welcher sein Grundherr im Großen ist. Er ist ganz gleichgültig gegen das Elend seiner Wohnung, und würde eben so stumpfsinnig in eine Tonne kriechen, oder in einer Grube schlafen, wenn es sein Grundherr so haben wollte. Zur Erhaltung seiner Wohnung trägt er nicht eher etwas bei, als bis ihn der Grundherr dazu zwingt: denn die Hütte gehört ja ihm nicht.

In seinem Hauswesen ist er ein gefühlloser Mensch gegen Weib und Kind. Er ist selbst nicht erzogen und unterrichtet, nur geschlagen worden; er hat daher nicht die geringste Kenntniß von Erziehung eines Menschen, läßt die Kinder, wie die wilden Pferde, heranwachsen, und schlägt sie, so oft sein Unwille gebiethet. Brantwein müssen sie trinken lernen, und dem Säuglinge flößt die Mutter schon einige Tropfen Brantwein mit der Muttermilch ein. Das ganze Wissen der Kinder besteht in der Kenntniß einiger polnischen Lieder, die sie bei der Arbeit singen hören, und einiger Gebete an die Heiligen. Daß solche Menschen gute Soldaten sind, kann man erwarten. Vor dem Feinde sind sie unerschrocken:

denn des Lebens Werth kennen sie nicht; beim Angriffe sind sie furchtbar: denn alle Leidenschaften sind in ihnen genährt; beim Kampfe sind sie ausdauernd: denn ihre Körperkräfte sind geübt; dem Befehle sind sie gehorsam: denn sie haben von Jugend auf nur den Willen des andern für ihren Willen anerkennen müssen. Aber da, wo es ihnen gestattet ist, sind sie auch grausam, plünderungssüchtig, gefühllos, unmenschlich. Im Dienste einer fremden Macht sind sie schlechte Soldaten. Österreichische und preußische Offiziere haben mir versichert, es überliefe sie ein Schauer der Haut, wenn sie polnische Rekruten ankommen sähen. Die meisten waren mit Vorsatz ungelehrig, trotzig, widerspenstig, rachsüchtig und ganz unzuverlässig. Die Ursachen lagen mit in dem Verdrusse, daß sie nicht mehr Polen, sondern Unterthanen der Grenzmächte waren, obgleich sie selbst in ihrer Lage dadurch gewonnen hatten

Der Pole ist nicht ungelehrig und ungeschmeidig. Wenn er will, kann er alles leicht begreifen, und sich leicht nach den andern bilden. Haben wir doch jetzt gesehen, daß die

polnischen Regimenter ganz die Haltung und die Weise der Franzosen angenommen haben. An dieses Volk können sich die Polen überhaupt ganz anschmiegen, und hangen ihm mit ganzer Seele an; und es scheint auch, als ob beide Völker sehr viel mit einander gemein hätten.

Der Bauer hat Geschicklichkeit der Hände; er verfertigt sich das, was er haben muß, gewöhnlich selbst; er versteht einen Wagen zu bauen, und hat es besonders weit im Flechten gebracht. Seine Körbe und Strohhüte weiß er mit viel Geschicklichkeit und sogar bisweilen mit Geschmack zu verfertigen. Zwischen Lublin und Krakau sieht man sehr künstlich und schön geflochtene Gartenzäume; die Scheunen und Ställe bestehen dort ganz aus Flechtwerk. Vier Säulen bestimmen nemlich die Ecken des Hüttenbaues, und tragen das Dach. Die Wand füllt eine einzige große Flechte aus, welche an den Ecksäulen mit Wieden oder zu Seilen gedreheten Ruthen befestigt ist. Bei größern Scheuern ist das Dach von mehrern Säulen oder Stielen gestützt, die oft noch durch Querbalken untereinander verbunden sind.

Da, wo die Wand luftdicht sein soll, wird das Flechtwerk mit Lehm überzogen.

Der Theil Polens, welchen wir bisher durchschnitten hatten, bestand einst aus einem Stücke des Herzogthums Lujarien, aus der Woywodschaft Plock, (Plozk) dem größten Theile des Herzogthums Masovien, der Woywodschaft Podlachien, einem beträchtlichen Stücke vom Großherzogthum Litthauen und einem kleinen von der Woywodschaft Samogilien. Im Jahre 1796 hatten diese Ländertheile den Namen Neuostpreußen erhalten, als sie von dem Könige von Preußen in Besitz genommen worden waren. Sie wurden in zwei Departements getheilt. Eins hatte zu Plock, eins zu Bialystock seinen Sitz. Das Land wurde von großen, schiffbaren Flüssen, Weichsel, Bug, Memel, oder Niemen begrenzt, und der Narew, welcher, aus dem damaligen russischen Antheile kommend, Masovien und Podlachien theilte, ist ebenfalls schiffbar. Der Handel konnte mithin sehr erleichtert und befördert werden. Gebirge giebt es hier nicht; an der Weichsel, an der Memel, am Bug

findet man nur Anhöhen. Waldungen giebt es überall, so daß Überfluß am Holze ist.

Der Boden in einem so großen Landstriche, von 900 □ Meilen, ist sich natürlich nicht gleich. Längs der Weichsel ist er sehr fruchtbar und hat gute Wiesen; zwischen dem Narew und Bug ist viel Sand; bei Bialystock ist leichter, doch fruchtbarer und wohlbebaueter Boden. An der Grenze von Altlitthauen ist der fruchtbarste Weizenacker. An der Memel ist das Land fruchtbar. Die übrigen Gegenden haben viel Sand. Der Getreidehandel erstreckt sich auf Weizen und Roggen, wovon eine beträchtliche Menge ausgeführt wurde. Der Handel mit Hopfen, Leinsamen, Flachs, Hanf ist nicht so bedeutend. Der Holzhandel wird im Großen getrieben. Honig, Wachs, Talg gehen ins Ausland. Die fetten Ochsen, welche sonst häufig ausgetrieben wurden, waren nicht im Lande gezogen. Sie wurden in Podolien und der Ukraine gekauft, und nur hier gemästet. Jetzt da der Einkauf theurer war, gerieth dieser Handel etwas ins Stocken.

Die Landwirthschaft ist noch sehr vernachlässigt. Menschenarmuth und Verstandesar-

muth sind die Hindernisse. Die Viehzucht selbst ist einer Verbesserung bedürftig. In sparsamer Benutzung und kluger Pflege der Wälder ist man noch weit zurück. Gartenbau wird selten getrieben. Der Bauer hat keinen Garten am Hause. Daher das kahle, traurige Ansehen der Dörfer. Nirgends in der Nähe ein Obstbaum, nirgends ein grünes Obdach, um die elende Hütte zu überschatten. In einigen herrschaftlichen Garten gerathen alle Obstarten gut, die Weintrauben gedeihen, und kommen zur höchsten Reife; die Melonen wachsen bei geringer Pflege. Es giebt aber wenig solcher Garten; die meisten Adeligen hatten eine Vorliebe zur Orangerie, und vernachlässigten den inländischen Obst- und Gartenbau.

Hirsche, Rehe, wilde Schweine giebt es hier in den großen Wäldern genug. Hasen und Feldhühner sind überall in Menge. Die Elenthiere, diese merkwürdige, große Hirschart, findet man nur in den litthauischen Wäldern. Sie haben aber hier keinen Stand, sondern streifen aus Ostpreußen herüber, welches jetzt ihr einziges Vaterland ist. Die

Auerochsen waren in die weniger bewohnten Gegenden im russischen Gebiethe zurückgewichen. So haben auch die Bären sich bequemt, das Land zu meiden. Selten läſſt sich einer im Dickichte sehen. Die Wölfe kommen im Winter herdenweis, und verbreiten sich über das ganze Land. Die Wolfsjagden gehören zu den Belustigungen der Jagdliebhaber. An Füchsen ist Überfluſſ. Störche, Kiebitze und Mören waren in großer Menge überall. Raubvögel sahe ich häufig, auch bisweilen einen Adler.

Für Mühlen ist schlecht gesorgt. Der Bauer ist oft gezwungen, mehrere Meilen weit nach einer Mühle zu fahren, auf der das Mehl für den Grundherrn kaum gefördert wird. Er muſſ daher oft zu der Handmühle seine Zuflucht nehmen. Fabriken und Manufakturen waren wenig zu finden. Selbst die Eisenwaaren zum Ackerbau wurden von dem Auslande eingeführt. Gerbereien findet man selten. Die meisten Häute gehen ins Ausland; der Schuhmacher gerbt sich sein Leder selbst. Auf Verarbeitung der Wolle und des Flachses wird noch wenig Fleiß verwendet. Tuch wird selten

gewebt, höchstens werden grobe wollene Strümpfe verfertigt. Grobe Leinwand zum Hausbedarf läſſt der Bauer aus selbstgesponnenem Garne weben. Die feine Leinwand ist ausländisch.

So war der Zustand des Landes bis zum Bug, an welchem die Grenze Preußens hinlief. Wir sollten am 19. Juni dieselbe überschreiten, und freueten uns dem Lande des Friedens, welches Österreich damals war, entgegen zu eilen.

Sehr früh reiseten wir von Siemiatyce ab, um bald über die Grenze zu kommen. Wir hatten dieses Mal eine sehr starke Poststation: denn die nemlichen Pferde muſſten uns 8 Meilen bis Meseritz fahren. Nicht ganz eine Stunde waren wir auf ebenem Boden dahingerollt, als wir an den Bug kamen. Jenseit desselben sahen wir die österreichische Wache mit weißer Jacke und hellblauen Hosen. Westgalizien fing hier an. Der Bug ist ziemlich breit, ungefähr wie die Elbe bei Torgau; er hat hohe Ufer, und das Wühlen seiner Wellen zeugt von seiner Kraft. Als

unsere Wagen sämmtlich auf grossen Fähren hinüber gesetzt waren, dankten wir Gott, glücklich dem Kriege und Kriegsgeschrei entronnen zu sein.

Allein wir mussten das Bittere des Eintrittes in das österreichische Gebieth sehr empfinden. Der Reisende wird nemlich an der Grenze des Passes wegen oft sehr in Verlegenheit gesetzt. Die sichersten Päsfe des Auslandes gelten hier nichts, wenn man nicht auch einen Pass von einem auswärtigen österreichischen Gesandten, oder von dem österreichischen Gouvernement aus dem Innern des Landes vorzeigen kann. Wir hatten Pässe, welche von dem königlich preußischen und dem kaiserlich russischen Kabinette ausgestellet waren, auch war von Königsberg aus schon eine Estaffette nach Krakau abgesendet worden, um uns von dort die österreichischen Pässe zurückzubringen; wir hatten sie aber noch nicht erhalten.

Als die Wagen auf dem jenseitigen Ufer standen, mussten sie halten. Die Wache trat ins Gewehr. Ich musste mich in das Mauthhaus begeben, um die Pässe untersuchen zu lassen. Der Mauthinspektor machte ungeheuere

Schwierigkeiten. Er schlug in großen Foliobüchern nach; in welche alle kaiserliche Verordnungen über den Eintritt in das österreichische Gebieth eingeschrieben waren; er wollte nachsehen, ob er einen Befehl finden könnt, der uns zu Gunsten ergangen wäre; aber es wollte sich nichts finden. Unsere Pässe erklärte er für ungiltig. Ein Befehl war da, daß die Reisenden, welche einen Paß von dem russischen General Benningsen vorzeigten, ohne weiteres eintreten könnten. Nun waren aber unsere Pässe von dem russischen Minister, aber nicht von Benningsen unterschrieben. Ich stellte dem Mauthinspektor vor, daß wir eben so leicht einen Paß von dem General Benningsen hätten erhalten können; aber wer hätte wissen können, daß der Paß eines kommandirenden Generales mehr gelten sollte, als die Pässe zweier Kabinette einer königlichen Prinzessinn ausgestellt; es schiene mir aber, daß der österreichische Kaiser, der den Paß von Benningsen geachtet wissen wollte, dadurch auch zugegeben hätte: einem Passe, der unter den Augen des russischen Kaisers und des Königs von Preußen von ihren Ka-

binetten ausgestellt worden, könne gleiche Giltigkeit zugestanden werden. Jedoch der Mauthinspektor blieb bei dem Namen Benningsen stehen, stand dort, und rieb sich die Hände. Ich hatte ihm schon ein ansehnliches Geschenk für seine Bemühung gemacht; aber er schien noch mehr haben zu wollen. Sein Gehilfe war weit gefälliger, und äußerte, daß wir wohl ohne Bedenken in die kaiserlichen Staten eintreten könnten, da das Haupt der Reisegesellschaft die Schwester der Königinn von Preußen wäre, und ließ gar gern meine fernern Gründe gelten, wie man gar nicht annehmen könnte, daß ihr Kaiser diese Prinzessinn von der Grenze abweisen lassen wollte, weil sie keinen Paß vom Gouvernement aus dem Innern, der doch schon unterwegens wäre, vorzeigen könnte. Das half aber alles nichts. Der Mauthinspektor erwiederte, das wäre gerade das gefährlichste für ihn, wenn er eine so hohe Person ohne gehörige Päße einließ: denn das würde gleich in Wien bekannt, und er könnte darüber um seinen Dienst kommen. Ich erklärte ihm darauf kurz und gut, umkehren könnten wir nicht; auf der Mauth blei-

ben könnten wir nicht: denn wo sollten wir hier eine Wohnung für die Prinzessinn finden. Ich würde bis Meseritz fahren lassen, und dort einen Kourier an das Gouvernement absenden — wir wollten dann sehen, welcher Theil zur Verantwortung gezogen würde. Ich könnte ihm aber noch einen Ausweg lassen. Die Prinzessinn beträte nicht die kaiserlichen Staten, um in denselben für immer zu wohnen, oder nach Wien zu gehen — sondern sie wollte das Bad zu Teplitz gebrauchen, und dann müsste das Gesetz über die Badegäste von ihr gelten. Diejenigen Reisenden, welche über Dresden ihren Weg nach der Badestadt Teplitz nähmen, dürften an der Grenzmauth Peterswalde nur einen Pass von ihrer Obrigkeit vorzeigen. Er sollte daher die Befehle der Badegäste wegen nachschlagen. — Ein anderer Foliant wurde herbeigeschafft. Darin fand der Mauthinspektor einen Befehl vom Jahr 1804, in welchem stand: daß für dieses Jahr nachgelassen sei, den Badegästen, nach Vorzeigung eines Passes von ihrer Obrigkeit, den Eintritt in die kaiserl. königl. Erbstaten zu gestatten. Einen fernern Befehl

wollte er nicht haben, und er blieb bei den Worten: für dieses Jahr, eben so beharrlich stehen, wie vorher bei dem Namen Bennigsen. Ich meldete dieses der Prinzessinn. Sie bemühete sich selbst, das Haus des Mauthinspektors zu erklimmen; denn es liegt auf einer kleinen, aber ganz abschüssigen Anhöhe. Sie stellte dem Manne vor, daß sie alle Verantwortlichkeit auf sich nehmen, und sogleich von Meseritz aus alles in Ordnung bringen lassen wollte. Hier könnte ja die Sache nicht ausgemacht werden, und ihre Versicherung, daß sie durchaus alles Unangenehme von ihm abwenden wollte, könnt ihn ja völlig beruhigen. Er rieb sich die Hände, erklärte, er könnte nicht unterschreiben, und ließ die Prinzessinn wieder von sich gehen, ohne seinen Stand zu verändern. Der Grenzinspektor Wetterling, aus Siemiatyce, der nebst dem Postmeister Banse, uns hierher begleitet hatte, zog mich auf die Seite, und sagte mir ins Ohr, es würde nicht eher gehen, als bis ich noch einige Dukaten dem Manne in die Hand geschoben hätte. Er bestimmte, es müßten wenigstens noch drei sein. Vier hatte ich schon

gegeben. Mir fiel das auf, und ich hatte Ursache, mancherlei dabei zu denken. Doch schob ich die noch geforderten drei Dukaten in die Hand des Mauthinspektors, welche so viel galvanischen*) Reiz bekam, daß sie sich nach der Feder ausstreckte, und die Päſſe unterschrieb. Jedoch versicherte der Mund dieses Mannes, daß wir in Lublin gewiſſ würden angehalten werden, und betheuerte, die Hände in Unschuld waschen zu wollen; ich hoffe, das Gold wird nicht abgefärbt haben.

Dieser Grenzort heißt: Grenzmauth Kuski. Ein elendes Haus ist das Gebäude für die Mauth. Ich muſſte mich über die Bewohner desselben höchlich wundern, daß sie sich in müßigen Stunden, deren sie hier viel haben, noch nicht an die Arbeit machten, den Weg zu ihrer Hausthür zu verbessern. Der steile Abhang war ganz bedeckt mit großen, zerstreut über einander liegenden Steinen, so

*) Der Galvanismus ist die thierische Elektrizität, welche dadurch entsteht, daß Metalle mit thierischen Theilen in Verbindung gesetzt werden. Der galvanische Reiz bringt selbst in todten Thieren krampfhafte Bewegungen vor.

daß man mit Lebensgefahr über diesen Steinhaufen wegklettern musste, ehe man zur Thür gelangen konnte. Gegenüber stehet am Ufer des Flusses ein Wachthaus für die ungarischen Invaliden. Diese Leute sahen sehr gut gekleidet aus. Ihr Uniformen bestanden in den gewöhnlichee österreichischen weißen Jacken mit schwarzen Aufschlägen. Die Beinkleider aus hellblauem Tuche hatten aber ungarischen Schnitt und waren mit Schnüren besetzt. Auf dem Kopfe hatten sie eine niedrige Filzmütze mit Schirme und einem messingenen Schilde. Ein erbärmliches Wirthshaus war das dritte und letzte Gebäude. Wir fuhren nun im österreichischen Gebiethe weiter. Das Land war ganz eben, aber sehr fruchtbar und wohlbebauet. An der Straße lagen sehr wenig Dörfer.

Mittags wurde bei einem Wirthshause angehalten, das, vom Dorfe entfernt, an der Straße stand. Das Gebäude war aus Holz, aber von jener Art, welche Haus und Hof, unter ein Dach bringt. Man konnte wirklich sagen, der Hof liegt hier im Hause. Der Leser denke sich eine sehr große, geräumige Scheune, aus Holzstämmen gebauet, und mit

Stroh gedeckt. Vorn in der Mitte ist das Thor, beim Eintritt kann man den weiten, innern Raum übersehen, und bis unter die Spitze des Daches blicken: denn die Deckenbalken sind nur mit einzelnen Stangen, wie bei uns in den Scheunen, überlegt. Rechts und links sind in den vordern Winkeln zwei Abschläge mit einer Decke angebracht; das sind die Wohnstuben. Ihre Wände sind übereinandergelegte Baumstämme. Hinter den Stuben sind noch einige kleine Abschläge von Bretern für Vorräthe. Den übrigen darauf folgenden Raum an den Wänden der Scheune nehmen Krippen und Stände für das Vieh ein. Der innere Raum dient zum Hofe. Der Pole hat nun alles beisammen unter einem Dache, was ihm am Herzen liegt. Nach der Ernte wird das luftige Haus warm: dann wird Getreide und Heu auf die Dachbalken geschichtet. Gedroschen wird vorn im Hause, zwischen den beiden Stuben, oft auch auf dem Felde.

Der Wirth dieses Hauses war ein Jude. Die Familie bestand aus Vater, Sohn, Schwiegertochter und Enkeln; und die ganze Familie

war schön, selbst noch der alte Großvater, der zwar einen weißen Bart, aber noch ein blühendes Ansehen hatte, und sich rüstig bewegte. Besonders reizend war ein kleines, zweijähriges Mädchen — ein wahres Engelsgesicht. Schönere blaue Augen habe ich nie gesehen; man glaubte durch blaues Glas in das innere des Auges zu blicken; Wangen und Lippen hatten die reinsten, lebhaftesten Farben, und die Haut war äußerst zart. Ich trug das Kind zu dem Wagen der Prinzessinn, und diese rief gleich beim ersten Anblick überrascht entzückt aus: mein Gott, wie schön! — Ein fünfjähriges, ebenfalls schönes Mädchen lag in einem Bette. Es war seit zwei Jahren durch die Blattern blind geworden. Keine andere Spur hatte diese fürchterliche Krankheit hinterlassen. Auffallend war es, daß die Juden deutsch gekleidet gingen, ungefähr wie ein wohlhabender Landmann in Schwaben. Sie beschäftigten sich mit dem Landbaue. Aber in ihrer Wirthschaft waren sie für Reisende schlecht eingerichtet. Außer saurem Bier und Eiern konnten sie uns nichts geben.

Weil ich weiter kein Werkzeug als ein Taschenmesser bei mir hatte, verzehrte ich im Freien meine dotterweich gesottenen Eier nach Art der Wiesel. Ich machte eine Öffnung in die Spitze, rührte Salz unter den Dotter, und trank ihn aus. Die Schale mit dem verhärteten Eierweiße wollte ich wegwerfen, als eine Menge Judenkinder, welche sich in ehrerbietiger Entfernung von mir hielten, die Hände danach bittend ausstreckten. Ich bezeichnete ein Kind welches die Eierschale haben sollte, und warf sie ihm zu. Der kleine Knabe kam darauf zu mir gekrochen und küsste mir die Fußspitze. Um eine Eierschale hatte ich so viel Ehre genossen, wie der Pabst. Dem Knaben schmeckte das Ei außerordentlich gut; er theilte auch den übrigen Kindern Stückchen von der Schale mit, welche von den Zähnen rein abgearbeitet wurden. Mit der zweiten Eierschale konnte ich mir das nemliche Vergnügen machen. Das Mädchen, welches die Schale erhielt, und wie ein vierfüßiges Thier zu mir gekrochen kam, küsste mir das Knie. Ich bemerkte daß die größern Kinder keinen Neid gegen die Empfänger der Eierschale be-

zeigten, und ihnen vielmehr freudig zuriefen: du sollst sie bekommen!

Die Landschaft war durch schöne Aussichten nicht unterhaltend, aber sie war fruchtbar. Das Laubholz war gesunder, als jenseits des Bugs, und schien von besserer Aufsicht der Förster Zeugniß abzulegen. Überhaupt waren die fruchtreichen Ebenen wohl angebauet. Das Getreide stand vortrefflich, und hatte Mannshöhe erreicht. Den ganzen Nachmittag hatten wir Regen, welcher die Aussicht verhüllte. Die Straße war eben und fest, so daß wir schnell fahren konnten. Es regnete noch fort, als wir in

Meseritz.

ankamen. Auf den Landkarten findet man diesen Ort Miedsyrtsch, Miendzyrcycz ꝛc. ꝛc. geschrieben. Er ist ein leidliches Städtchen. Die Häuser sind theils ganz aus Holz, theils aus Fachwerk. Wir fuhren zu einem Gasthofe, in dem schon ein Nachtlager für uns bestellt war. Das Äußere des Hauses ließ Bequemlichkeit und Ordnung erwarten; es war steinern, hatte zwei Stockwerke und eine mit dorischen Säulen geschmückte Thür; die Außenwand war

wohl unterhalten und gelb gefärbt. Wir wurden von dem Wirthe, der nur polnisch verstand, die Treppe hinauf geführt. Hier stach alles gegen die Außenseite grell ab. Alle Thüren waren wie Thüren zu den Kammern auf dem Oberboden gestaltet, statt des Schlosses mit einem schlichten Einfall, wie an Ställen, versehen, und mit dunkler blaugrauer Kalkfarbe angestrichen, so daß die Farbe gegen die weißen Wände schauerlich kalt auf uns wirkte. Der Wirth öffnete eine Thür, welche zu einer großen Stube oder vielmehr zu einer Art von Tanzboden führte. Hölzerne Bänke an der Wand, hölzerne Stühle und ein par gemeine Tische waren die Geräthschaften zur Bequemlichkeit, und wer schläfrig war, mochte sein Haupt auf die Erde immerhin niederlegen: denn an Betten und Bettstellen war nicht zu denken. Nebenbei war noch ein Kämmerchen auch zu unserm Gebrauche zubereitet worden, das heißt, man hatte dasselbe ausgefegt, und mit einem Tische und einem Stuhle versehen. So standen die Sachen, als auch der Wagen ankam, in welchem die Prinzessinn mit ihrer Hofdame fuhr. Das Mal hatte ich für ihre

Bequemlichkeit auf keine Art sorgen können. Ich war höchlich besorgt, und sann hin und her, wie der Noth abzuhelfen wäre; aber ohne meine Hilfe erschien die Erlösung aus dem leeren Tanzsale. Der Herr des Städtchens, Fürst Czartorysky (Schartorysky) kam vorgefahren, bewillkommte die Prinzessinn in seiner Stadt, und lud sie ein, mit ihrer Hofdame und den zu ihrer Bedienung nöthigen Leuten auf seinem Schlosse zu übernachten. Man kann leicht denken, wie herzlich gern die Prinzessinn diese Einladung annahm. Jetzt konnte das Einquartirungsgeschäft besser von Statten gehen; alles was von weiblichen Reisenden noch vorhanden war, musste sich so gut als möglich in dem obern Zimmer seine Bequemlichkeit verschaffen, und die Nacht auf einer Streu zubringen, wozu die höchstnöthigen Betten noch angeschafft wurden. Wir Männer wollten in einem Kämmerchen neben der Wirthsstube auf bloßem Strohe schlafen.

Zum Glück war die Wirthinn eine geborne Französinn; man konnte sich ihr doch verständlich machen.

In Meseritz musste ich einen Theil des Geldes umsetzen. Meine Leser werden wissen, daß in den kaiserlich österreichischen Ländern nach Kaisergulden zu 16 guten Groschen, und nach Kreuzern, deren 60 einen Gulden ausmachen, gerechnet wird. Weil aber großer Mangel an Silbergelde vorlängst entstanden war, wurde Papiergeld unter dem Namen Wiener Stadt Banko-Zettel eingeführt. Ein Blättchen Papier, auf welchem die Zahl 1. 2. 5. 10, 25. 100 und 500 zc angegeben ist, sollte eben so viel Gulden gelten, und dem Silber gleich sein. Diese Bankozettel haben in der Schrift mancherlei besondere Abweichungen, und in dem Papiere, wenn man es gegen das Licht hält, vielerlei Zeichen, damit das Nachmachen erschweret werde. Indessen werden sie doch häufig nachgemacht, so daß die Summe der falschen Bankozetteln weit in die Millionen geht. Wer aber dieses Verbrechens überführt wird, muss sein Streben nach Vermögen ohne Gnade mit dem Strange büßen. Die Bankozettel verloren bald nach ihrem Erscheinen an Werthe: denn was kann der Kaufmann, der ins Ausland Zahlungen

hat, mit diesem Papiere anfangen? Derjenige, welcher erspartes Geld zurücklegt, wird auch nur Gold und Silber aufbewahren wollen. Jeder suchte daher zum Besitze von Silber oder Goldgelde zu kommen. Weil aber beides äußerst selten war: so erhielt es gegen das Papier einen überaus hohen Werth, daß in der letzten Zeit des Sinkens ein Gulden Papiergeld nicht mehr Werth hatte, als 2 gute Groschen. Damals stand in Meseritz der Bankozettel noch ziemlich hoch: denn ein Gulden war noch acht preußischen Groschen gleich. Die größte Unbequemlichkeit verursachte aber der Mangel an kleinen Münzen. Denn obgleich ein Kupferkreuzer nicht viel größer war, als ein sächsischer Pfenning: so war doch auch diese Münze verschwunden, und kein Mensch wollte auf einen Gulden Papiergeld — Kupfermünzen herausgeben. Es entstand daher öfter Murren in großen Städten. Um dieses Murren zu stillen, ließ die österreichische Statsverwaltung kupferne Theilungsmünzen schlagen. Eine, von der Größe eines Guldenstückes, mit schönem Gepräge, sollte so viel gelten als ein halber Gulden, und hatte die Umschrift: 30

Kreuzer Wiener Stadt Banko-Zettel Theilungsmünze. Das Kupfer war ungefähe $1\frac{1}{2}$ Groschen werth, und doch hob man zwei solcher Münzen lieber auf, als einen Papiergulden: denn der Kupferwerth blieb doch, so gering er auch war. Die andere Münze war halb so groß, und sollte einen Viertelgulden ersetzen.

Wenn ein Fremder in das Land kommt, ist er genöthigt, sein Geld gegen Bankozettel umzusetzen: denn Silber und Gold wird zwar überall gern genommen, aber gewöhnlich will jeder dabei gewinnen, und das klingende Geld nicht so hoch annehmen, wie es der Wechsler eintauscht. Es setzt nemlich ein jeder voraus, daß der Fremde den Werth und Gegenwerth noch nicht kennt, und zwingt ihn, da er kein Papier hat, das klingende Geld hinzugeben für einen beliebigen Preis. Das ist besonders auf Posten der Fall, wo der Fremde beim Mangel des Papiergeldes das klingende Geld nach dem Belieben des Postmeisters berechnen muss.

Um einen Wechsler aufsuchen zu können, hatte ich einen Führer nöthig. Wer konnte

anders dazu dienen, als ein Judenfaktor? Es war gleich einer bei der Hand. Er fragte mich, ob er bei mir dienen sollte? Als ich die Frage bejahete, bat er um Erlaubniß, nach Hause gehen, und sich besser ankleiden zu dürfen. Er ging. Bald kam er wieder die Straße daher getrabt, geputzt mit seinem langen seidenen Rocke; der von der Schulter herabhangende Mantel wehete, und der große Hut schwankte in der Hand. Nun führte er mich zu einem jüdischen Kaufmann, der seine Waren in einem netten Gewölbe ausgelegt hatte, sagte mir aber vor der Thür, wenn mir dieser Jude nicht genug für die Dukaten geben wollte, würde er mich zu einem andern führen. Im Kaufmannsladen war die Jüdinn die Rechnungsführerin; ihr Mann gab sich nicht mit Rechnen ab. Diese Bemerkung habe ich fast an allen Orten in Galizien gemacht. Die Rechenkunst wird dort den Juden in keiner Schule gelehrt; sie müssen sich, so gut sie können, mit Kopfrechnen helfen, und von selbst die Zahlenverhältnisse finden. Dem Gedächtnisse kommen sie durch Zeichen zu Hilfe, mit welchen sie die gefundenen Zahlen für den

Blick fesseln. Ich will hier zum Beispiele eine Judenrechnung hersetzen, die ich mir aufgezeichnet habe. Es war ein böhmischer Jude, der von 24 Friedrichsd'orn, jeden zu 16 Gulden 40 Kreuzer, den Hauptbetrag berechnete. Er sagte: 20 Friedrichsd'or zu 16 Gulden machen 320 fl. — Da schrieb er mit Kreide hin:

O O O Ɔ Ɔ

Die Nulle bezeichneten Hunderte, die verkehrten C = Zehen.

Er fuhr weiter fort: vier Friedrichsd'or machen 64 fl. Nun schrieb er:

C Ɔ I I I I

Ferner: 30 Kreuzer 24mal genommen machen 12 fl. Er schrieb:

Ɔ I I

Endlich: zehen Kreuzer 24mal machen 4 Gulden. Er schrieb:

I I I I

und zählte erst die Striche, dann die verkehrten Ce, dann das gewöhnliche Ce und zuletzt die Nulle zusammen.

Bei schweren Rechnungen werden die sogenannten Rechenmeister zu Rathe gezogen. Gewöhnlich ist der Rabbiner ein solcher, der aber auch nicht, wie wir, mit den arabischen Ziffern, sondern mit hebräischen Buchstaben, nach der Art der Römer, seine weitläufige Rechnung beginnt. Nur diejenigen Juden, welche den Handel wahrhaft kaufmännisch betreiben, und zur Messe nach Deutschland reisen, müssen rechnen können wie wir.

Der Jude in dem Kaufmannsladen wollte mir nicht genug für meine Dukaten geben. Mein Faktor führte mich zu einem andern, der ein Sattler war, und zugleich Wechselgeschäfte betrieb. Ich fand einen Mann von freundlichem, würdigen Ansehen mit langem, weißen Barte. Sein Betragen stimmte mit seinem patriarchalischen Äußern überein. Er bot mir mehr Aufgeld für meine Dukaten als der vorige, rieth mir aber, für einen großen Theil meines Geldes preußische Thaler mitzunehmen. Bei uns an der Grenze, sagte er, ist viel preußisches Geld und wenig Gold; weiter hinein ins Land ist mehr Gold als Silber. Für drei Thaler acht Groschen, die ich

für einen Dukaten gebe, bekommen Sie in Lublin mehr als für einen Dukaten.

Ich war noch zu wenig mit den Geldgeschäften in den österreichischen Staten bekannt, und hatte durch Reisende erfahren, daß das Geld in Krakau, Prag und Wien äußerst hoch stände; daher setzte ich Misstrauen in des Juden Rede, und glaubte, er wellte nur sein preußisches Geld vortheilhaft wieder anbringen. Außerdem wünscht ich nicht, den Wagen und mich mit Silbergeld zu beschweren. In der Folge war ich freilich froh, wenn ich einen Sack voll Kupfergeld bei mir im Wagen hatte: denn sonst hätte ich die kleinen Ausgaben nicht bestreiten können, weil Niemand auf Papiergeld herausgeben mag.

Ich sehe nur auf Ihren Vortheil, ohne daß ich Schmu dabei habe, sagte mir zuletzt der Sattler. Denken Sie an den alten Juden Michael in Meseritz!

Ich habe oft an ihn denken müssen. An manchen Orten stand der Dukaten 9 fl. und der preußische Thaler 3 fl. — Hätte ich wenigstens 100 Dukaten gegen preußisches Geld

verwechselt gehabt: so würde ich doch 100 fl. gewonnen haben.

Nach meiner Zurückkunft in den Gasthof fing es wieder stark zu regnen an; ich wurde dadurch abgehalten, das Städtchen und das fürstliche Schloss zu besehen. Ein Billard, das in der Wirthsstube stand, diente zur Zeitverkürzung bis zur Abendmahlzeit, bei welcher uns das vorzüglich gute, kräftige Brod, von Juden gebacken, sehr wohl schmeckte. Das Wetter wurde günstiger, die Wolken hatten sich getheilt, und der Mond trat mild scheinend hervor. Ich ging vor die Hausthür. Eine Soldatenwache, welche zu unserer Wagenburg gestellt war, diente mir zur Unterhaltung. Der Mann war ein Ungar, gehörte zu den Grenzsoldaten, und hatte einen Abscheu vor Polen. Die Unruhen in den angrenzenden preußischen Theilen von Polen hatten es nöthig gemacht, daß Soldaten aus einer fremden Provinz in Galizien standen, daher waren mehrere deutsche und ungarische Regimenter in diesem Lande vertheilt. Die Grenzsoldaten gehörten aber nicht zu diesen. Schon seit langer Zeit standen sie als Wächter der Grenze

und Zurückweiser der Flüchtlinge in Meseritz. Der Ungar klagte, daß er hier sein schönes Vaterland ganz vermisste, und sagte in seiner harten, den Ausgang der Wörter dehnenden Mundart: „Pohlehn sind als Vieh, habehn nicks zu fressehn, nit ain Flaisch, nit ain Wain, habehn ain theuers Brot! Passarämtatata!“

Meseritz nannte er ain schmuhzig Looch, wo nichts als ungesunde Luft wäre, der vielen Sümpfe wegen, und mit den Polen wäre gar nichts anzufangen. Und doch wäre es so theuer, daß seine Löhnung nicht zureichte.

Ich wollte mich jetzt zur Ruhe begeben, um am andern Morgen zeitig aufzustehen; allein die Frömmigkeit der Juden hielt mich noch zurück. Ich hörte von den nahe liegenden Häusern her, zur Feier des begonnenen Sabbaths, sehr laut hebräisch beten. Für unser Ohr hat diese Art des Betens etwas komisches, welches in der sonderbaren Gewohnheit der Juden liegt, ihre Gebete stoßweise mit großer Schnelligkeit halb singend herzusagen. Genähert dem einen Hause, sahe ich

einen Judenknaben am Tische sitzen und beten. Hatte er einen kurzen Satz des Gebetes rasch herausgesungen: so fiel die ganze Familie mit einer kräftigen stoßweise schwirrenden Wiederholung ein. Ich wollte gern das Ende abwarten; aber es schien nicht heran zu nahen, obgleich es schon elf Uhr schlug. Ich begab mich zu meiner Streu.

Als wir am andern Morgen zur Abfahrt im Wagen saßen, fingen die Pferde tolle Streiche an. Eins von den Vorderpferden kehrte rechts, das andere links um. Der polnische Fuhrknecht konnte nicht Herr über dieselben werden. Wir sprangen aus dem Wagen, und riefen den Postmeister zurück, mit der Bitte, uns andere Pferde zu geben. Das war aber der junge Mann nicht Willens; doch die Juden, welche mehrere wohlgenährte Pferde da hatten, drangen in uns, ihre Pferde anzunehmen, welche gewiss gut gehen würden. Der Postmeister wurde grob, schlug unter die Juden und Polen mit dem Stocke, und versicherte uns, die Pferde würden gehen, wenn sie nur einige Schritte zusammen gezogen hätten; die vordern Pferde wären noch

jung. — Wir setzten uns unzufrieden ein. Die Pferde wurden geführt, bis sich die Straße um eine Ecke bog. Aber sobald sie wieder von der führenden Hand frei waren, gingen sie rechts und links, und kehrten zuletzt um. Der Pole wollte nicht anhalten, sondern fortfahren; aber ein Deutscher sprang aus seiner Hütte, und hielt die Pferde. Ich eilte zum Postmeister zurück, und verlangte in kräftiger Sprache andere Pferde, da eine Menge derselben vorhanden wäre. Das war ein Losungswort für die Juden. Sie stürzten dem Wagen zu; ein Theil schwang sich auf die Pferde, und jagte nach. In kurzer Zeit waren über zwanzig Pferde um den Wagen. Vier davon konnten wir nur gebrauchen; es entstand daher ein geltender Streit unter den Juden, wer einspannen sollte. Der Postmeister ließ sich nicht sehen, und würde auch nichts ausgerichtet haben: denn er schien nichts zu gelten. Ein Jude behauptete, zuerst angekommen zu sein, und behielt im Streite die Oberhand. Aber jetzt wollte der Pole nicht ausspannen. Freilich mochte der Mann sein Fuhrlohn nicht gern einbüßen. Doch man verfuhr hier kurz;

man stieß ihn fort, spannte die Pferde ab, und legte die andern vor. Der Jude bedauerte, daß er selbst nicht fahren dürfte, weil Schabbes wäre; aber er versicherte daß sein Knecht, ein Pole, auch gut führe.

Wir waren froh, andere Pferde zu haben, und diese brachten uns auch in möglichster Schnelle nach

Radczin (Radschin).

Der Weg dahin war angenehm. Er zog sich auf festem Boden durch fruchtbare Ebenen. Wir fuhren vor einem weitläufigen, prächtigen Schlosse vorbei; eine Gartenanlage in englischem Geschmacke dehnte sich dabei weit aus. Stadt und Schloss gehören dem Fürsten Sopieha. Dieser junge, feurige Mann war, aus Unzufriedenheit mit der Regierung, nach Warschau gegangen, um dem Kaiser Napoleon seine Ehrfurcht zu bezeigen, und war dort zum Chumbellan ernannt worden.

Der Postmeister in Radczin war ein Ungar. In seinem Hause war es reinlich und anständig. Die Häuser selbst in dem Städtchen gehörten nicht zu den schlechtesten. Es wohnten viel Juden hier, die sich in ihren

Statskleidern zahlreich zeigten. Wir hatten unterwegens viel Herden fetter Ochsen treiben sehen, und fragten den Postmeister, woher und wohin diese Lieferungen getrieben würden? Da berichtete er etwas sehr auffallendes. Die Ochsen kämen aus Russland oder vielmehr dem russischen Antheile von Polen, wären da von Juden aufgekauft worden, und würden durch Galizien mit Erlaubniss der Regierung nach Warschau zu der französischen Armee getrieben. Das war doch sonderbar. Russland führte mit Frankreich Krieg, und gestattete, daß dem Feinde die wichtigsten Lebensmittel zugeführt wurden, indess bei der russischen Armee in Ostpreußen Mangel daran war, und das Land des Königs von Preußen ausgesogen wurde. Der russische Kaiser hat freilich nichts davon gewusst! Der Postmeister war über diesen Unfug selbst sehr erbittert: denn die Juden kauften eine große Anzahl Ochsen in Galizien mit dazu, und trieben sie aus dem Lande. Daher war das Rindfleisch in dieser Gegend sehr theuer geworden. Wie man aber mehr Stück, als in den russischen Pässen angegeben war, aus Galizien treiben

konnte, das werden die Grenzbeamten und die Juden am besten wissen. Indessen war der Postmeister, der über Betrügereien so entrüstet war, selbst ein Betrüger. Er sagte mir, daß er vor den vorausgegangenen Packwagen noch zwei Pferde mehr hätte vorlegen müssen, weil er mit sechsen auf den schlechten Wegen nicht zur folgenden Post gefahren werden könnte, Ich musste ihm daher 2 Pferde mehr bezahlen. Als ich im Nachtlager den Packwagen traf, erfuhr ich, daß der Ungar gelogen und betrogen hatte.

Ehe die Pferde angespannt waren, hatte ich noch so viel Zeit, das Schloss in Augenschein zu nehmen. Es ist ein ungemein großes, mit zwei Thürmen versehenes Gebäude mit zwei Flügeln, welches einen sehr geräumigen, viereckigen Schlosshof einschließt, indem sich vor die vierte Seite eine hohe, schöne Mauer zieht. Das Hauptgebäude siehet in den Garten; der rechte Flügel liegt nach der Stadt, ist aber so prächtig gebaut, daß man ihn leicht beim ersten Anblick für das Hauptgebäude halten kann. Ein breiter Wassergraben,

über den eine steinerne Brücke führt, ziehet sich vor ihm hin. Sein Eingangsthor ist durch ein kunstreiches Portal geziert. Die Dächer sind mit Kupfer gedeckt, und mit Bildsäulen besetzt. Die innere Ansicht der Gebäude im Hofe ist ganz so prächtig, wie von außen. Die Thüren, welche in die Gebäude führen, sind mit Bildhauerwerk und sinnreichen Bildsäulen hervorgehoben. An zwei mit halbem Körper aus der Mauer vorspringenden Pferden erkannte ich den Pferdestall, der mit großen Fenstern versehen war, wie die übrigen Gebäude. Aus dem einen Thore des Schlosses hatte ich den Hinblick auf einige elende Hütten der Unterthanen; armselige Kinder spielten vor ihnen. Da drängte sich mir der Ausruf auf: hier wohnen Pferde und dort Menschen!

Im rechten Flügel des Schlosses, gleich beim Eingange, war eine fürstliche Apotheke, und der Apotheker hatte sein Schild am Portale aufgehängt

Wir fanden auf unserm fernern Wege sandige Gegenden, doch abwechselnd auch Lehmboden. Die Gartenzäume vor einigen Dörfern waren künstlich, fast wie Körbe geflochten.

Gegen Abend trafen wir in dem 4 Meilen von Radczin entfertnen

K o c z k

ein. Dieses Städtchen liegt in angenehmer Gegend, und gewährt dem Fremden eine reizende Ansicht: denn man gelangt sogleich auf einen schönen Marktplaz der mit Baumgruppen verziert ist, und mit einem geschmackvoll erbauten, großen Rathhause und einer neuen, im edeln Styl angelegten Kirche prangt. Eine Straße öffnet sich breit zu dem nahen Schlosse, welches groß und wohl gebauet und sehr gut unterhalten ist. Es gehörte einst ebenfalls dem Herrn von Meißner, der auch S i e m i a t i c e besaß, und war nach dessen Tode seinem Schwiegersohne zugefallen. Zum Übernachten war uns von der Kastellaninn das ganze Schloß geöffnet worden. Das Innere war schön; wir fanden die Zimmergeräthschaften durchgängig geschmackvoll, und im besten Stande. Öhlgemählde, unter denen mehrere vorzüglich waren, bedeckten in viel Zimmern die Wände; in einem andern waren physikalische Instrumente aufgestellt, in einem Sale stand ein Billard. Die ganze Einrichtung des Innern

war bequem, großartig und erfreulich. Die Kastellaninn, welche in einem Nebengebäude wohnte, zeichnete sich durch ihre Liebe zur Reinlichkeit aus, obgleich sie eine Polinn war. In ihrer netten Wohnung war alles glänzend, blendend und sauber. Der Garten am Schlosse war nach englischer Art angelegt; aber von dem Gärtner, einem jungen Deutschen aus Hessen, nicht wohl unterhalten. Des Vergnügens wegen befand sich im Garten ein Kaninchenberg voll dieser niedlichen Thiere, und hie und da waren hohe Säulen aufgerichtet, auf welchen eine große Scheibe lag, damit die Störche sich hier Nester anlegen könnten.

Im Schloßhofe hatten sich viel Juden versammelt, welche wohlgekleidet, und von sehr gesundem und heiterem Ansehen waren. Einige zeichneten sich durch Größe und Fülle des Körpers besonders aus. Sobald aber ein Polizeidiener erschien, verschwanden sie alle.

Am folgenden Morgen fuhr ich zeitig ab, um im nächsten Nachtlager zu Lublin die gehörigen Anstalten treffen zu können. Meine Erwartung war auf diese Stadt sehr gespannt: denn sie war einst die Hauptstadt der Lubliner

Woywodschaft und sahe oft die Großen des Reiches im Rathhause versammelt; man stellte sie in die Reihe der wichtigsten Städte Polens, und erzählte viel von ihren drei jährlichen Messen, deren jede einen Monat dauert, und von deutschen, griechischen, armenischen, russischen und türkischen Kaufleuten besucht wird.

Zuerst hatten wir durch ebene, mittelmäßig fruchtbare Gegenden 3¾ Meilen bis

Lubartow

zu fahren. Dieses Städtchen, dem Fürsten Sangursky gehörig, ist mittelmäßig gebauet, und besonders von Juden bewohnt. Die Judenweiber erschienen hier häufig mit dem flügelartigen Kopfputze aus Perlen, und einige hatten sogar echte. Das am Anfange des Städtchens liegende Schloss hat große weite Gebäude, und macht mit seinen Bildsäulen auf das Brustwehr des Daches viel Eindruck. Der Postmeister verstand außer der Muttersprache nur Latein, welches er mit Geläufigkeit, aber nicht mit Richtigkeit sprach. Doch war dieses mir schon erfreulich, weil wir uns sonst nicht anders hätten verständigen können,

als durch einen Dolmetscher. Ehe wir wieder einstiegen, kam ein Tischler, ein ältlicher Mann, um uns als Deutsche zu begrüßen. Er hieß Johann Beck und war aus Gera, zwei Meilen von meiner Vaterstadt Zeitz, gebürtig. Er freuete sich ungemein, einen so nahen Landsmann zu finden, dem er versichern konnte, daß es ihm wohl ginge.

Wir hatten noch von hier 4¼ Meilen bis Lublin. Der Weg war fest, mitunter sandig, die Gegend fruchtbar. Näher Lublin fangen Erhöhungen an, die man dort Berge nennt. Sie bestehen aus Lehm, und sollen oft durch starke Regen sehr zerrissen werden. In Koczk erzählte man uns viel von dem Gefährlichen dieses Weges, und von den steilen Abfahrten im Gebirge vor Lublin; aber wir haben nichts von allem diesen gefunden. Als wir

Lublin

von ferne erblickten, glaubten wir eine zerstörte Stadt vor uns liegen zu sehen. Trümmer ragten über Trümmer vor. Je näher wir kamen, desto deutlicher wurden uns nur die Überreste von Palästen und andern steinernen Häusern, zwischen welchen hie und da eine

bewohnte Hütte stand. Diese Zerstörung dehnt sich über die ganze nördliche Seite aus, und ziehet sich weit in die Stadt bis auf den Markt. An dem zerfallenen Gemäuer kann man noch deutlich den Umfang und die Anlage der ehemaligen Paläste erblicken. Wir gelangten endlich in eine breite, freundliche Straße der Vorstadt, in der viel ueugebaute, große Häuser stehen. Das Pflaster war sehr gut. Wir fuhren bei der Post vor, um uns nach der bestellten Wohnung zu erkundigen, und wurden zu dem besten Gasthofe gewiesen, der ebenfalls in der Vorstadt liegt. Der Weg führte über einen weitausgedehnten Platz, an dem neben wohlgebaueten, steinernen Häusern nicht weniger als drei große Klöster mit ihren Thürmen und düstern Mauern sich auszeichnen.

Jenseit des Platzes, fuhren wir in eine breite Straße, an deren Ende das freie Feld sich zeigte; sie wurde von einzeln liegenden Häusern gebildet, welche meistens neu, und großartig erbauet waren. Wir hielten aber vor einem Hause an, das leider nicht das Ansehn hatte, als könnte die Prinzessinn hier nicht allein übernachten, sondern auch den

folgenden Tag ausruhen. Zwei Stuben wurden mir geöffnet, welche zum Empfange der Prinzessinn vorbereitet waren; aber wie? In jeder standen erstlich: ein hellblau angestrichener Tisch — zweitens: drei hölzerne Stühle, drittens: eine Schlafbanck, unangestrichen, vom Kothe marmorirt. So eine Schlafbank ist ein breites Bret, das etwas schmäler ist, als eine Bettstelle. Vier eingebohrte hölzerne Füße erheben dieses Bret zu einer Banck, und ein am Kopfende schräg aufgenageltes Bretchen macht die Banck zur Pritsche. Auf dieser Schlafbanck lag ein Strohsack, der nach Moder roch, und von Schmutze starrte. Wo sind die Zimmer für die Prinzessinn? fragte ich den dicken, nur mit sich beschäftigt scheinenden Wirth. Das sind sie antwortete er. Weiter hab' ich keine! Hier kann die Prinzessinn unmöglich wohnen. Ist kein anderes Haus zu bekommen? entgegnete ich. Das ist das beste Gasthaus, erwiederte der Wirth Es ist ja alles hier gut; besser verlangt mans nicht. Nirgends finden Sie mehr Raum, als hier!

Ganz trostlos ging ich auf die Straße.

Hier sahe ich eine Menge Juden mit fliegendem Mantel, alle den großen runden Hut in der Hand, auf mich zugeeilt kommen. Einer wollte früher anlangen, als der andere, und in kurzer Zeit war ich wie von Wespen umschwärmt. Jeder wollte Faktor bei mir werden. Einer stieß den andern zurück, und suchte sein Recht des Eherkommens geltend zu machen. Ich wählte einen anständig gekleideten, jungen Juden von angenehmer Gesichtsbildung, und forderte ihn auf, sein erstes Kunststück dadurch zu beweisen, daß er mir eine gute Wohnung für die Prinzessinn verschaffte. O, da wusste er gleich eine Menge. Da war ein Palais, dort eins, überall waren Palais, die uns offen standen; aber wenn ich untersuchte, fand sichs, daß das eine verschlossen und der Herr abwesend, das andere verfallen, das dritte neu und noch nicht vollendet, das vierte zwar völlig ausgebaut, aber noch nicht mit Hausgeräth versehen war. Der Jude erbot sich zwar, sogleich die Zimmer zu möbliren; aber dabei musste ich wohl mancherlei Bedenklichkeiten haben. Schräg dem Gasthofe gegen über lag ein palaständliches Gebäude mit einem Vorho-

fe, den hohes Gitterwerk einschloss. Ich fragte, wer hier wohnte? und erfuhr, daß der Besitzer auf dem Lande sich aufhielte, und jetzt österreichische Husarenoffizier in demselben eingelegt wären. Ich entschloss mich, zu diesen zu gehen. Sie standen vor dem hohen Gitterthore des Vorhofes. Der älteste von ihnen (Oberst vom Regimente Kaiser Husaren) redete mich in ungarischer Mundart schon von ferne an: sagen Sie, ist das nicht der Prinz Solms, der mit Ihnen gekommen ist? Auf meine bejahende Antwort, wendete er sich zu den andern Offizieren, und sagte freundlich: sehen Sie, daß wir ihn noch gekannt haben! Ich nahm das Wort freundlich auf, und sprach: es ist mir um so lieber, daß Sie den Prinzen kennen, und, wie ich sehe, sich seiner mit Freude erinnern, da ich eben komme, Ihre Güte für den Prinzen und dessen Gemahlinn in Anspruch zu nehmen. — Ich erwähnte darauf, in welcher Verlegenheit ich wäre, der Prinzessinn eine bequeme Wohnung zu verschaffen, und bat sie, mir dazu behilflich zu sein. Die Offiziere sagten, ihre Wohnung wäre zwar nicht schön, aber doch besser als im

Gasthofe; sie erbothen sich sogleich, sie zu räumen, und sich auf ein einziges Zimmer zu beschränken, wenn ich glaubte, daß die übrigen Zimmer der Prinzessinn anständig sein würden. Wer war froher als ich! der alte Oberst ging, den Prinzen zu bewillkommen. Er und ein großer Theil der Offizier hatten in Ungarn dessen Bekanntschaft mehrere Jahre vorher gemacht. Die jüngern Offizier führten mich in die Wohnung, und fingen an auszuräumen, wo ich es für erwünscht fand. Eine große Küche war auch im Nebengebäude; aber es fehlte an Herbeischaffung der Lebensmittel, an Tischgeschirr und manchem andern nöthigen Geräthe. Die Juden schafften jedoch in aller Schnelligkeit das nöthige gegen billige Bezahlung an. Einer übernahm gleich die Dienste eines Küchenjungen, und stand unverdrossen dem Koche in allem möglichen bei. Überhaupt ist diese Naturgabe, sich in alles fügen zu können, und der gute Wille, sich keine Mühe verdrießen zu lassen, bei dem Juden schätzenswerth. Bald war alles eingerichtet, und mit Herzenserleichterung konnte ich die Ankunft der Prinzessinn erwarten.

Unterdessen hatte der Kriegsrath Herf auch ein glückliches Unterkommen gefunden. Betrübt darüber, daß man in einer Stadt mit großen Häusern keine nur ziemlich anständige Wohnung finden könne, geht er in den Straßen umher, und redet endlich einen wohlgekleideten Mann an, ihn um Auskunft bittend, ob wohl jemand ihn mit seiner Familie für einen Tag aufnehmen würde? Der Fremde erbiethet sich sogleich, seiner Verlegenheit abzuhelfen, ihn bei sich aufzunehmen, und unter den Seinigen wohnen zu lassen. Es ist ein österreichischer Beamter, der Rath Rosenbusch, der mit einer edeln und reichen Polinn verheirathet ist, und an dem großen Platze, den ich schon erwähnt habe, in einem wohleingerichteten Hause wohnt. Liebreich und gastfreundlich wird die Herfsche Familie von der Räthinn aufgenommen. Ich fand sie sämmtlich so vertraulich unter einander gemischt, als gehörten alle zu einem Hauswesen. Die ungarischen Offizier, vortreffliche Menschen, waren auch in diesem Hause gut bekannt, und rühmten die Liebenswürdigkeit und Biederkeit der Familie Rosenbusch sehr. Einige begleite-

ten mich zu derselben, und wir verlebten dort sehr angenehme Stunden.

Der Rath Rosenbusch erbot sich, uns am folgenden Tage in Lublin umher zu führen: denn die Prinzessinn hatte beschlossen, einen Tag lang der Reisegesellschaft noch Ruhe zu verstatten; sie selbst aber reisete den folgenden Tag nach Pulawy, welches vier Meilen von Lublin an der Weichsel liegt, dem Fürsten Czartorysky gehörte, und seiner großen, prächtigen und überraschenden Gartenlagen wegen mit Wörlitz gleiche Berühmtheit hatte.

Eine traurige Zerstörung durch frühere Kriege und Brand sahen wir am folgenden Tage in Lublin. Ganze Stadttheile liegen in Trümmern. Das Herz schlägt beängstigter, wenn man zwischen den hohen Ringmauern dieser ehemaligen Paläste umhergeht, wo der Himmel, durch die Menge der leeren Fensteröffnungen gesehen, gegen das Dunkel der Mauern ein so mildes, zartes Blau annimmt, daß man im lebendigen Gefühle der Vergänglichkeit zur Schwermuth hingezogen wird. Die hohen, starken Mauern stehen meistentheils noch ganz da; nur oben, wo sie das Dach

einst trugen, sind sie zerfallen. Im Innern sind Gesträuche auf dem Schutte gewachsen. Besonders groß ist das Jesuitenkolegium gewesen; es hatte an der einen Seite gegen funfzig Fensteröffnungen in einer Reihe. Eines nahe liegenden Klosters Überreste dehnten sich weit aus, und enthielten noch Beweise von ehemaliger Pracht. Mehrere Kirchen lagen im Schutte. Auch am Markte standen unverwüstliche Ringmauern großer Paläste ohne Dach, ohne Decken. Das große Rathhaus, auf der Mitte des Marktes sehr edel gebauet, hatte sich erhalten. Einst versammelten sich hier bei Reichstagen die Großen im Lande. Nicht fern vom Markte gelangt man durch ein Thor in die Judenstadt. Wir drangen nicht tief in dieselbe: denn das Gewühl der Judenweiber, die uns überall anschrieen, daß wir handeln sollten, der Gestank in den engen Straßen, die Menge der schmutzigen, durch einander sich bewegenden Kinder, und die Zudringlichkeit der Männer, die durchaus ihre Ware los sein wollten, scheuchten uns zurück. Soldatenwache an dem Thore hielt das Vordringen des unruhigen Völkchens zurück: denn

Weiber und Kinder dürfen nicht in die Christenstadt kommen. Die Kinder drängen sich daher besonders ans Thor, um durch die Pforte des verbothenen Paradieses wenigstens schauen zu können. Wir gingen auf unsern Wanderungen bei vielen Klöstern vorbei, deren Anzahl achtzehn sein sollte. Die meisten sind groß und weitläuftig gebauet. Die Frau Kriegsräthinn Herf und deren Töchter wollten ein Nonnenkloster besuchen. Ich begleitete sie in das Sprachzimmer. Eine Nonne erschien am Gitter, bleich wie eine Leiche, und blieb, obgleich ein Mann da war, unverschleiert. Mir wurde der Zugang nach der Vorschrift der Gesetze versagt; aber mein Zögling durfte eintreten. Die Besuchenden hatten Reinlichkeit und Ordnung im Innern gefunden. Mehrere Nonnen waren Töchter gebildeter und vornehmer Ältern gewesen, daher sie französisch gesprochen hatten, und eine geborne Französinn war unter der Zahl der Nonnen gefunden worden. Ich wollte ein Mönchskloster besuchen; aber man widerrieth es mir, weil ich höchst unwissende, schmutzige Mönche fin-

den würde, die nicht einmal lateinisch, sondern nur polnisch verständen.

In der Vorstadt, in welcher wir wohnten, fanden wir die besten, mitunter schöne Häuser und das meiste Verkehr. Tuch- und Weinhandel beschäftigt besonders die jüdischen und christlichen Kaufleute. Vor sehr viel Häusern hing ein Aushängeschild mit der Anzeige: vinum ringersky = ungarischer Wein: denn dieser ist der bedeutendste Gegenstand des Handels. Auch hielten sich noch einige Flaschen Porter (das berühmte Bier Englands) in einem Kaufmannskeller auf. Die Flasche kostete einen preußischen Thaler, mithin acht Groschen mehr als in Königsberg.

Im Winter soll Lublin belebter sein, weil da der benachbarte Adel seine Wohnungen bezieht, die daher Palais genannt werden. Die Wein- und Kaffehäuser, die man so häufig hier findet, schienen auch auf größere Bevölkerung zu gewissen Zeiten hinzudeuten. Von der einen Seite der Stadt liegen Anhöhen, die andere wird von Sümpfen eingeschlossen; die Luft ist daher nicht gesund.

Ermüdend und lästig ist in dieser Stadt das ununterbrochene Glockengeläute: denn da man fast aller funfzig Schritte ein Kloster antrifft, und die häufigen Andachtsübungen zu verschiedenen Stunden anfangen: so schweigt das Getön der großen und kleinen Glocken selten eine halbe Stunde.

Ich war mit meinem Zöglinge in dem saubern Gasthofe wohnen geblieben, und hatte so viel als möglich Reinlichkeit herstellen, und eine gute Streu besorgen lassen. Der Wirth, ein Deutscher, war träge, aber wenn er vor der Hausthür saß, und seine Pfeife Tabak rauchte, sehr gesprächig. Er erzählte mir mehr Mal viel von der Stadt, wusste sie aber nicht zu rühmen, und tadelte besonders die Unsittlichkeit, welche unter den höhern und niedern Ständen so herrschte, daß man fast nichts mehr von Züchtigkeit und Anstand wüsste. Dieses nemliche Urtheil bestätigten ein par junge Deutsche, welche auf nahen adeligen Gütern als Inspektoren oder Wirthschaftsaufseher angestellt waren, und sich Geschäfte halber in Lublin aufhielten.

Am 23sten Juny fuhren wir von Lublin ab. Der Himmel war von Regenwolken eingehüllt. Bald fiel auch feiner Regen. Die ersten vier Meilen bis Belcycz (Belschütz) wurden auf festem Boden zurückgelegt. Die Gegend war fruchtbar. Der Gesichtskreis war von Waldungen umsäumt. Belcycz selbst ist ein höchst unbedeutender Ort. Noch schlechter ist die folgende 3 Meilen entfernte Stadt Urcedow. Wir bekamen Juden zu Fuhrleuten, worüber wir uns freueten, weil wir doch sie fragen konnten. Man hat den Juden vorgeworfen, daß sie furchtsame Fuhrleute wären. Ich habe das nicht gefunden. Sie sind besser als die Polen, indem sie besonnen fahren; der Pole hingegen, wie ich schon angeführt habe, durchaus nicht auf sein Fuhrwerk achtet. Von Urcedow hatten wir noch 2 Meilen bis Rachow. Die Wege waren schlecht: denn die Gegend war mit tiefem Sande bedeckt; wir näherten uns der Weichsel, welche hier flache Ufer hat, und bei Überschwemmung viel Schaden anrichtet. Noch bei guter Zeit kam ich nach

Rachow.

Hier sollten wir übernachten. Das Posthaus lag einige hundert Schritt vor der Stadt. Hier fand ich schon den Kriegsrath Herf, der früher aus Lublin gefahren war, und mir klagte, wie schlimm es hier aussähe; an ein Unterkommen für die Prinzessinn wäre gar nicht zu denken, wenn ich nicht in jenem Schlosse, (welches wir in mäßiger Entfernung liegen sahen) einige Zimmer erlangen könnte. Der Postmeister hätte aber versichert, daß es höchst baufällig, und längst nicht mehr von der Herrschaft bewohnt worden wäre.

Ich sprach nun mit dem Postmeister selbst. Ich musste mich mit ihm lateinisch unterhalten, weil er nicht genug deutsch verstand. Das Schloss sagte er, wäre so vernachlässigt, daß man kaum noch ein ganzes Fenster in demselben fände; an Zimmergeräth wäre gar nicht zu denken. Aber in der Stadt sähe es eben so schlimm aus. Sie bestände aus lauter kleinen Häusern, die so eben für eine Familie groß genug wären, und in den meisten wohnten Juden. Seine Wohnung böthe er willig an; aber er hätte auch nur eine Stube bereit.

Ich ging in die Stadt, um mich von allem zu unterrichten. Durch eine kurze Straße, von Hütten gebildet, gelangte ich zu dem Markte. Dieser war viereckig, und von hölzernen Häusern eingeschlossen, die nur ein Erdgeschoss hatten. Vor jedem Hause war aber ein Schutzdach, welches von hölzernen Säulen getragen wurde, und mit dem des folgenden Hauses zusammenhing, so daß man rings um den Markt in einem Säulengange gehen konnte. In diesen sogenannten Lauben hatten Judenweiber ihren Höckerkram ausgestellt. Man konnte bei einigen Brot, Gemüse, gekochtes Fleisch, Butter und Käse, und bei andern allerlei kurze Waren und Gewürze haben. Um den Markt wohnten lauter Juden; in den Nebenstraßen hausten die Polen in jämmerlichen Hütten. Dienstfertig, aber sehr ehrerbietig kamen die Juden zu mir, und boten mir ihre Wohnungen an. Sie sagten, daß in jedem Hause eine reinliche Stube wäre; ich musste daher die Reisegesellschaft in die naheliegenden Häuser vertheilen. Anders konnte ichs freilich nicht einrichten. Die Stuben die ich fand, waren leidlich, eine war sogar mit einer Art

von Tapete aufgeputzt. So vertheilte ich denn alles, was zu dem Gefolge der fürstlichen Personen gehörte, in vier Häuser. In einem fünften Hause ließ ich die Stube zum Halten der Abendmahlzeit reinigen. Doch zeigte sich jetzt der Mangel an Schüsseln und Tellern. Die Juden hatten zwar genug, aber sie waren kauscher, d. h. von dem Rabbi eingeweihet zum Gebrauche für das reine Volk. Hätten wir nun darauf gespeiset: so würde alles unrein geworden sein, und wäre den Juden zum Gebrauche untersagt gewesen. Sie riethen mir zum Richter zu gehen. Dieser würde mir für Geld so viel leihen, als ich brauchte. Ich ging. Der Richter der Stadt, ein Deutscher, wohnte am Markte in einem kleinen Hause. Als ich die Hausthür öffnete, trat ich in ein finsteres Behältniss, in dem ich mich an das Hintertheil einer Kuh gestoßen haben würde, wäre nicht Licht durch die geöffnete Thür in den Stall gefallen. Ich stand zweifelnd da, ob ich recht gegangen wäre, als ich nebenbei einen Menschen brummen hörte. Um dahin zu kommen, musste ich ein Kalb auf die Seite drücken; dann war es mir erst möglich eine

verräucherte Thür zu öffnen. Ich trat in eine Stube, die eng, drückend heiß und ganz verräuchert war. Es brannte Feuer in einem Kamine und der große Ofen gab auch Hitze von sich. Der Stadtrichter, ein baumstarker, bäurisch emporgewachsener Mann mit dickem Kopfe, geschwollenen Gesichtsmuskeln und vorgequollenen Augen, stand in der Mitte der Stube, und wiegte. Er hatte einen unüberzogenen Schafpelz an, und eine baumwollene, ehemals weiße Zipfelmütze auf dem Kopfe. Es schien, als wohnte der Mann in Lappland. Doch da die Hitze der äußern Luft an diesem Tage groß war: so schien er den Grundsatz zu befolgen: Hitze muss Hitze vertreiben! Ich begrüßte den Mann höflich, und brachte mein Anliegen vor. Er nahm seinen Stummel von einer irdenen Tabackspfeife aus dem Mund, und erklärte mir mit groben Tönen, daß er gar keine Teller und Schüsseln für uns hätte. Ich sahe aber so eben an der Wand ein Schüsselbret, welches ganz voll steingutner Teller und Schüsseln stak. Als ich ihm entgegnete: er hätte ja hier Geschirr genug, antwortete er: das könnte ihm zerbrochen werden; und

wer gäbe ihm dann anderes? Er hätte so mit aller möglichen Mühe Lebensmittel für uns angeschafft, und wüsste noch nicht, ob er diese bezahlt bekäme, vielweniger seine Mühe! Ich versicherte ihm, daß ich alles gleich bezahlen würde, und für das Geschirr würde ich ihm Zins geben; was wider Erwarten zerbrochen werden sollte, bezahlte ich ihm gewiss.

Nun erlaubte er mir auszusuchen. Ich räumte sein Schüsselbret fast aus. Er wunderte sich, daß wir so viel brauchten, zählte alles, und verlangte dafür 30 Kreuzer Miethzins. Das Geschirr war so beräuchert, daß alles klebte. Ich belud mich mit dem Steinguthe, um es so bald als möglich fortzubringen, damit er nicht auf andere Gedanken kommen könnte. Beim Weggehen bat ich ihn, sein Kalb und seine Kuh mir aus dem Wege zu stoßen, damit ich mit der zerbrechlichen Ware ungehindert vorbei gehen könnte. Er brummte darüber, that es aber doch.

Nachdem des Abends abgespeiset worden war, erschien der Richter bald, um seine Geschirre wieder in Empfang zu nehmen. Er war bei Laune, und schien es nicht ungern zu

sehen, daß kein Schmutz mehr an dem Steinguthe hing. Für die gelieferten Lebensmittel forderte er 15 Gulden. Die Juden meinten, das wäre geprellt; ich fand die Forderungen nicht übertrieben, weil vielerlei Fleisch und Gemüse geliefert worden war. Die Lebensmittel sind aber dort höchst wohlfeil.

Die Gesellschaft trennte sich, um sich in den verschiedenen Judenhäusern zur Ruhe zu begeben. Um meine Wirthsleute näher kennen zu lernen, ging ich am Abend noch in ihre Wohnstube. Es versammelte sich bald eine Menge Männer und Weiber um mich, meine Reden anzuhören. Der Wirth, ein Mann im mittlern Alter, führte gewöhnlich das Wort. Ich musste ihm viel von Deutschland erzählen; er dagegen musste meine Fragen über den Zustand seines Vaterlandes beantworten. Seine Kenntniss desselben erstreckte sich nicht weit; er war nur in der nahen Gegend bekannt, die ohne Verkehr mit entlegenern Theilen des Landes ist. Handel wird so viel betrieben, als zu Befriedigung der wenigen Bedürfnisse für Nachow und die nahen Dörfer zureicht, und die Handelswaren werden von

Lublin gezogen. Bürgerlicher Erwerb und Landbau sind die Nahrungsquellen dieser Juden. An der Thür sahe ich einen Spruch der Bibel hebräisch angeschrieben; weil ich ihn lesen und übersetzen konnte, erregte ich das Staunen der Juden. Ich ließ mich mit ihnen in ein Gespräch über die hebräische Sprache ein, verglich die Art, wie sie dieselbe erlernten mit der unsrigen, und überzeugte sie, daß wir ihre Sprache genauer kennten, als sie selbst. Jetzt sprach einer zu dem andern mit Bewunderung: ein hochgelahrter Herr! — Sie baten mich, meinen Namen hebräisch an die Thür zu schreiben, und kamen zuletzt schüchtern mit der Frage zum Vorscheine: woher es käme, daß ich hebräisch gelernt hätte? Ich erklärte ihnen, daß ich meine Jugendzeit angewendet hätte, um mich zu einem lutherischen Geistlichen vorzubereiten, daß aber unsere Geistlichen auch hebräisch verstehen müßten. Denn sie würden wissen, daß Christus seine Lehre auf das mosaische Gesetz und die Lehren der Propheten gegründet hätte, daß für uns alles das noch gölte, was als ewig wahr und weise in ihrer Religion enthalten wäre. Wir müßten

daher nothwendig ihre Religionsbücher fleißig lesen, um auch unser Religionsbuch richtig erklären zu können. Aber es gehörte noch mehr dazu, das heilige Buch zu erklären, als blos das Hebräische verstehen zu können. Denn es würde uns vieles in ihren Religionsschriften dunkel bleiben, wenn wir nicht die Geschichte des jüdischen Volkes genau kennten, der frühen Juden Sitten, Gebräuche, ihr Leben unter und neben andern Völkern, ihre Art, sich die Dinge vorzustellen, und sich danach auszudrucken, erforschten, uud ganz einzudringen suchten, wie sie gedacht, die Erscheinungen in der Natur sich erklärt und Begriffe sich gebildet hätten. Dazu wäre uns nöthig, nicht allein die Geschichte der andern Völker und den Zustand der damals von ihnen bewohnten Länder zu kennen, sondern auch die verwandten Sprachen z. B. das chaldäische, syrische, arabische zu verstehen. Das würde nun nicht allein von unserm gelehrten Geistlichen gefordert; er müßte auch das christliche Religionsbuch in der Ursprache verstehen, und diese richtig übersetzen können. Unser Religionsbuch wäre aber in griechischer Sprache geschrieben,

welche damals von den Juden gesprochen worden. Diese Sprache wäre aber wieder verschieden von der reinen Sprache der alten Griechen: denn viele Wörter hätten in dem jüdischen Lande andere Bedeutung bekommen, und die Juden, genöthiget, griechisch zu sprechen, hätten hebräisch oft mit eingemischt, und hebräisch gedacht. Wir müßten daher nicht allein das Griechische wie es in dem Religionsbuche stände, sondern auch das reine, echte Griechische vollkommen lernen, und zum Verständnisse jener Sprache das Hebräische noch zu Hilfe nehmen. Nun wäre aber durchaus nothwendig, auch die Geschichte unserer Religion seit 1800 Jahren ganz genau zu kennen, um zu wissen, wie die Menschen über unsere Religion von jeher gedacht, was sie zugesetzt oder weggelassen hätten, und was von Meinungen, Lehrsätzen und Gebräuchen wahr, dem Sinne Jesu gemäß oder nur von Menschen aus Nebenabsichten erfunden wäre. Endlich wäre noch höchstnöthig, daß unsere Geistlichen wohl unterrichten könnten, da sie zugleich Volkslehrer wären, und in Schulen und Kirchen die Wahrheit der Religion dem Verstande

deutlich und dem Herzen empfänglich vortragen müſſten. Mein Wirth hatte beſonders aufmerkſam zugehört, und ſprach darauf mit großer Unruhe: ach, es müſſte doch ein ganz anderes Leben unter ſolchen Menſchen ſein, die ſo viel in der Welt gelernt und geſehen hätten! Er wäre einmal nach Pulawy gekommen, und hätte Gelegenheit gehabt, ſich im Schloſſe umſehen zu dürfen. Was für eine Menge Dinge wären ihm da vorgekommen, die er gar nicht begriffen hätte. Sie hätten ihm äußerlich ſehr gefallen; aber wie müſſten ſie erſt gefallen, wenn man Einſicht von ihnen beſäße und wüſſte, was ſie wären. Und wie glücklich müſſte man ſich fühlen, ſo viel zu wiſſen, und den andern auch etwas davon mittheilen zu können. Hier, rief er zu den andern aus, wiſſen wir nur, daß wir leben!

Das Geſpräch blieb jetzt immer von demſelben Juden gefeſſelt; er war begierig zu wiſſen, wie weit es die Menſchen in ihrer Erkenntniſſ gebracht hätten, und kam endlich auf wunderbare Dinge. So hatte er gehört, und glaubte es, daß der Fürſt Czartorysky zu Pulawy einen großen Spiegel hätte, in dem er

alles erblicken könnte, was in der Welt vorginge, und aus dem man alles lernte.

Zuletzt trat der Wirth vertraulich zu mir, und sprach: morgen früh würden wir eine halbe Stunde von der Stadt uns über die Weichsel setzen lassen müssen. Die Fähre hätte ein Jude gepachtet. Er würde ein großes Fährgeld fordern. Ich möchte aber nur darauf bestehen, daß er mir den kaiserlichen Tarif zeigte, dann würde ich sehen, daß für unsere Wagen und Pferde nicht mehr als 3 fl. 30 Kreuzer zu entrichten wären. Der Jude wäre ein abscheulicher Betrüger. Ich wunderte mich im Stillen über den Mann, der seinen Glaubensgenossen verrieth. Doch bald fragte ich mich selbst, warum es mir auffiele, daß ein Jude vor den Betrügereien des andern warnte, da es von einem Christen mir *nicht* auffallen würde? Ich antwortete mir darauf, daß wir die Juden, weil sie eine abgesonderte Gesellschaft im State sind, auch darum als eine fest zusammenhaltende betrachten, in der die Grundsätze der Redlichkeit keine Giltigkeit haben, und betrügen erlaubt und eingewurzelt ist, keiner aber den andern ver-

räth, vermöge des uralten Bandes, das sie immer noch an ihren Glaubensgenossen festknüpft und von den Fremden scheidet. — Allein wir irren uns; es giebt in keiner Gemeine mehr Zwiespalt und Verrath, als in der jüdischen.

Am Morgen waren unsere Wirthe in ihren Forderungen ziemlich bescheiden; aber ein jeder andere Jude wollte auch etwas verdient haben. Die meisten bekamen nichts, und waren auch zufrieden. Nach der Abfahrt kamen wir sehr bald an die Weichsel, welche ich hier schon breiter fand, als ich erwartet hatte. Der Pächter der Fähre, ein großer, wohlgenährter Jude, kam mit seiner ganzen Familie aus dem Hause, war ganz unterthänig, und bat sich das Fährgeld vor dem Überfahren aus. Er forderte nicht viel — nur funfzig Gulden. Ich forderte ruhig den kaiserlichen Tarif; der Jude läugnete trotzig einen zu haben. Als ich ihm aber erklärte, daß er mich nicht betrügen könnte, daß ich sogar wüßte, an welchem Nagel der Tarif, auf ein Bret gezogen, in der Stube hinge, daß ich aber sei-

ner nicht benöthigt wäre, und ihm sagen könnte, was ich zu entrichten hätte. — Da wurde er kleinlaut, und bat, ihn nicht nach dem Tarif zu bezahlen, da er schweren Pacht geben, Leute besolden, und Fähren in gutem Stande erhalten müßte. Das Fährgeld wäre ihm zu niedrig angesetzt. Ich legte ihm nicht mehr als 30 Kreuzer zu, und gab ihm die Weisung: hättest du mir gleich anfangs gesagt: nach dem Tarif darf ich nur 3 fl. 30 Kreuzer fordern; aber mein Pacht ist zu schwer; legen Sie mir etwas zu; ich hätte dir das Doppelte gegeben. Da du aber hast betrügen, und dich noch trotzig zeigen wollen, lege ich nur 30 Kreuzer für deine Fährknechte zu.

Die Wege von der Weichsel ab wurden mitunter sehr sandig; aber die Gegenden waren schön. Der Pflanzenwuchs wird üppiger, die Ebenen wurden durch Anhöhen unterbrochen, die großen Waldungen verlieren sich, und Städte und Dörfer rücken näher zusammen, Berge zeigen sich am Gesichtskreise. Gegen Mittag kamen wir über das unbedeutende Tominy nach

Opatow,

welches 5 Meilen von Rachow entfernt ist. Es liegt auf unebenem Boden sehr angenehm, und empfiehlt sich in der Ferne besonders durch reine silbergraue Schindeldächer. Wir mussten vorher durch beschwerliche Hohlwege fahren, die in Lehmberge gerissen waren. Die Häuser der Stadt waren freundlich von außen, und die Straßen rein und gut gepflastert. Jahrmarkt und Viehmarkt wurde so eben gehalten. Das Wirthshaus am Markte war gut gebauet, und sehr wohl eingerichtet. Wir fanden gut zubereitete Speisen von verschiedener Art. Der Ehre halber waren zwei ungarische Fußsoldaten als Wache vor die Thür gestellt. Der eine Ungar fragte mich, als er vor der Prinzessinn präsentirt hatte: das ist wohl halter die Braut von unserm Franzel? Er meinte den Kaiser Franz, dessen Gemahlinn am 18ten April desselben Jahres gestorben war. Ich wollte ihn eines bessern belehren; aber er meinte, er wüsste halter alles! Was wir von der Mariage verheimlichen wollten, wäre in der ganzen Stadt bekannt; die Königinn von Preußen hätte sich scheiden lassen, und

würde nun den Franzel heirathen. Übrigens freuete er sich sehr darüber, daß sein Franzel eine so schöne Gemahlinn wieder bekäme.

Mir waren die Bankozettel ausgegangen. Ich fragte nach einem Wechsler, und wurde in die nächste Straße gewiesen. Ich ging schnell; mehrere Juden folgten mir eilend, und traten mit in den Wechselladen. Nach abgethanem Geschäfte verlangte der eine Jude ein Trinkgeld. Auf die Frage: wesswegen? antwortete er: ich bin ja mitgelaufen, was ich konnte! Übrigens wurde man überall angebettelt, und der kleine Jahrmarkt schien eine Menge Herumtreiber herbeigezogen zu haben. Wir hatten noch 5 Meilen bis zum Nachtlager Stassow. Der Weg führt erst nach Inwaniskow, wo Postwechsel ist. Dieser Ort ist äußerst unbedeutend. Von hier bis

Stassow

fuhr uns ein Jude recht gut. Man fährt durch viel Sand und Holzungen. Unterwegens begegneten uns viel Haufen lärmender Bauern mit Rindvieh; nicht selten lagen auch Betrunkene in den Graben. In Stassow war ebenfalls Viehmarkt gewesen. Vor der

Stadt hatten die Wagen mit aufgeweichtem Lehmboden viel zu kämpfen, und in der Stadt selbst war tiefer Koth. Es hatte stark geregnet. Stassow liegt offen auf einem Bergrücken, und hat hölzerne übertünchte Häuser, mitunter einige größere aus Fachwerk. Der Gasthof, in dem wir übernachten mußten, war nach polnischer Art gebauet, alles unter einem Dache. Wir fanden wenig Gelaß; eine Streu in der Wirthsstube, auf welche sich die Wirthinn auch mit hinstreckte, nahm alle männliche Reisegefährten, vornehme und geringe auf; zwei Handwerksburschen aus Deutschland und ein Ritterguthsbesitzer aus der Gegend von Danzig konnten sich ebenfalls rühmen, mit den Prinzen auf einer Streu geschlafen zu haben. Der Ritterguthsbesitzer hatte mich den Abend lange mit seiner Entdecknng eines Geheimnisses gequält. Er wollte nemlich in der Prinzessinn die Königin von Preußen erkannt haben, und versicherte, beide erhabene Schwestern kennte er zu gut, als daß er sich täuschen ließe. Auch hätte er schon sichere Nachrichten, daß die Königinn von Preußen nach Österreich sich flüchtete. — Ich war lange von

Juden umlagert, welche zudrängten, um Gold einzuwechseln. Es stand besonders hoch: die Ursache dieses Goldhandels konnte ich nicht erfragen. Die Judenweiber schienen in denselben sehr eingeübt zu sein; sie kamen alle mit der Goldwage, und sahen es dem schönsten Dukaten schon vorher an, ob er Übergewicht haben würde oder nicht. Am folgenden Morgen fuhren wir zeitig ab. Wir hatten viel Sand zu durchwühlen, daher lenkte unser Postillion, ein Pole, mit unserm leichten Wagen bald von der Straße ab, und fuhr über Wiesen. Da die Wege verbothen waren, jagte er durch die Dörfer, wahrscheinlich um nicht angehalten zu werden. Als er in einem Dorfe im vollen Jagen um die Ecke eines Zaunes wendete, stand ein Kind von ungefähr 5 Jahren mitten auf dem Wege. Er konnte die Pferde nicht halten. Das Kind kam unter die Pferde, schrie, der Pole jagte zu, mir wurde ganz schwarz vor den Augen. So sehr wir dem Kerl zuriefen, er sollte halten, so ließ er sich nicht bewegen; er jagte fort. Kaum konnte ich, ergriffen von den schauderhaftesten Vorstellungen, wie zerrissen das Kind von den

Pferden und dem Wagen sein würde, da wir keinen Laut mehr hörten, — mich erheben, um zurückzusehen. Da sahe ich das Kind ganz ruhig davon laufen. Der Postillion blickte nicht einmal seitwärts zurück — er jagte fort. Die Gegenden gewinnen hier immer mehr an Anmuth. Es erheben sich schon Berge; links vor uns erschienen am Gesichtskreise die Karpathen, bläulich umschleiert, und das Gefühl für das Große und erhaben Schöne wurde schon in der Ferne von ihnen angesprochen. Die Nähe war freundlich; kleinere Abtheilungen der Felder bothen in der Verschiedenheit ihres Anbaues Abwechselung dar; heitergrüne Wiesen, und kleine, lebhaft gefärbte Holzungen unterbrachen die Getreidefluren; die Dörfer reinigten sich immer mehr von dem Ekel polnischer Wohnungen, Garten umkränzten die Häuser, und die Gartenzäume zogen durch künstliches Flechtwerk den Blick auf sich. Besonders zeichneten sich die wohlgebauten Kirchchen auf den Dörfern aus. Gegen Mittag kamen wir über Pacanow (Passano) nach

Novemiasto

oder Neustadt, 6 Meilen vor Stassow. Die

Stadt, meistentheils von Juden bewohnt, ist nicht alt, hat aber nach polnischer Art gebaute Häuser. Der Postmeister, ein Pole Namens Piehzyhowsky, von angenehmer Gesichtsbildung, in reinlicher polnischer Tracht, verstand weder deutsch noch französisch, redete mich aber lateinisch an, und äußerte großes Bedenken, ob wir die Nacht in der folgenden Station zu Koczice (Kotzschieß) würden bleiben können, da dieser Ort nur ein elendes Dorf wäre, und der Postmeister ein gewöhnliches Blockhaus bewohnte. Weiter könnten wir aber auch nicht fahren; denn die darauf folgenden Stationen wären alle eben so schlecht, und wir fänden nicht eher, als in dem 10¼ Meile entfernten Cracau eine Stadt. Er böte der Prinzessinn seine Wohnung an, und riethe, daß sie hier bleiben möchte. Ich trug die Rede dem durchlauchtigsten Gemahle der Prinzessinn vor; er setzte kein Mißtrauen in das ehrliche Gesicht des Postmeisters, und beschloß, zu bleiben. Die Hitze des Tages war fast unerträglich; es schien daher gerathener, hier zu verweilen, und am folgenden Morgen mit Anbruche des Tages die Reise fortzusetzen. In

des Postmeisters Hause war nur eine Stube außer der seinigen anständig. Doch befanden sich im Hintergrunde einige Kammern und unter dem Da he lag Stroh und Heu. Ein nahgelegenes Judenhaus wurde für die weibliche Dienerschaft und die beiden kleinen Kinder der Prinzessinn bequem gefunden; und so waren wir für die Nacht versorgt. Die Stadt war nicht so anziehend, daß sie mich in die Hitze des Tages hinaus gelockt hätte; ich ging aber gegen Abend aus, um ein schönes Kloster zu besehen, das nahe an der Stadt liegt, und eine Bauerfrau aufzusuchen, von der man viel Rühmens machte, weil sie, ohne Unterricht gehabt zu haben, schön stickte. Ich fand sie vor der Thür ihres Blockhauses sitzen, und mit rother Wolle artige Verzierungen in aufgespannte Leinwand sticken, dergleichen die Judenweiber zu ihren Hemdenärmeln kaufen. Es war viel, daß die Frau ohne allen Unterricht ihre Hand und ihr Auge so weit ausgebildet hatte, aber ein Wunder war es nicht, wozu es die Juden gern gemacht hätten.

Als ich am folgenden Morgen den Postmeister fragte, was er für die Wohnung ver-

langte —? forderte er **hundert Gulden.** Ein und zwanzig Gulden hatte ich für drei Behältnisse in dem **Judenhause** bezahlt, und der christliche Postmeister war so unverschämt in seiner Forderung! Er antwortete mir auf alle meine Vorstellungen: ego pauper sum Diabolus, et principissae sunt rarae. Id quod postulo, habere volo, et non recedo. (Ich bin ein armer Teufel, und die Prinzessinnen sind selten. Das was ich verlange, will ich haben, und gehe nicht ab.) Der Postmeister wird zwar mit seiner 100 Papierguldenforderung den Lesern nicht unbillig erscheinen, nenn sie das Papiergeld nach Silber berechnen, da es denn nach dem damaligen Stande nur 33 Rtlr. 8 gr. — beträgt; aber man muss die billigen Preise in Polen damit vergleichen. In Meseritz bezahlte ich im Wirthshause für Speise, Wein, Bier, Kaffe und Wohnung im Ganzen 50 fl. 30 kr. — in Rachow betrugen die Ausgaben für Lebensmittel 15 fl. und 4 Juden erhielten für die Wohnung in ihren Häusern zusammen 22 fl. — Die Rechnung im Gasthofe zu Stassow betrug 45 fl. 30 kr., und in Novemiasto schlug

der Postmeister seine elende Wohnung allein zu 100 fl. — an: denn Lebensmittel hat er dem Koche nicht geliefert.

Wir fuhren zeitig fort und legten den 3 Meilen langen Weg nach

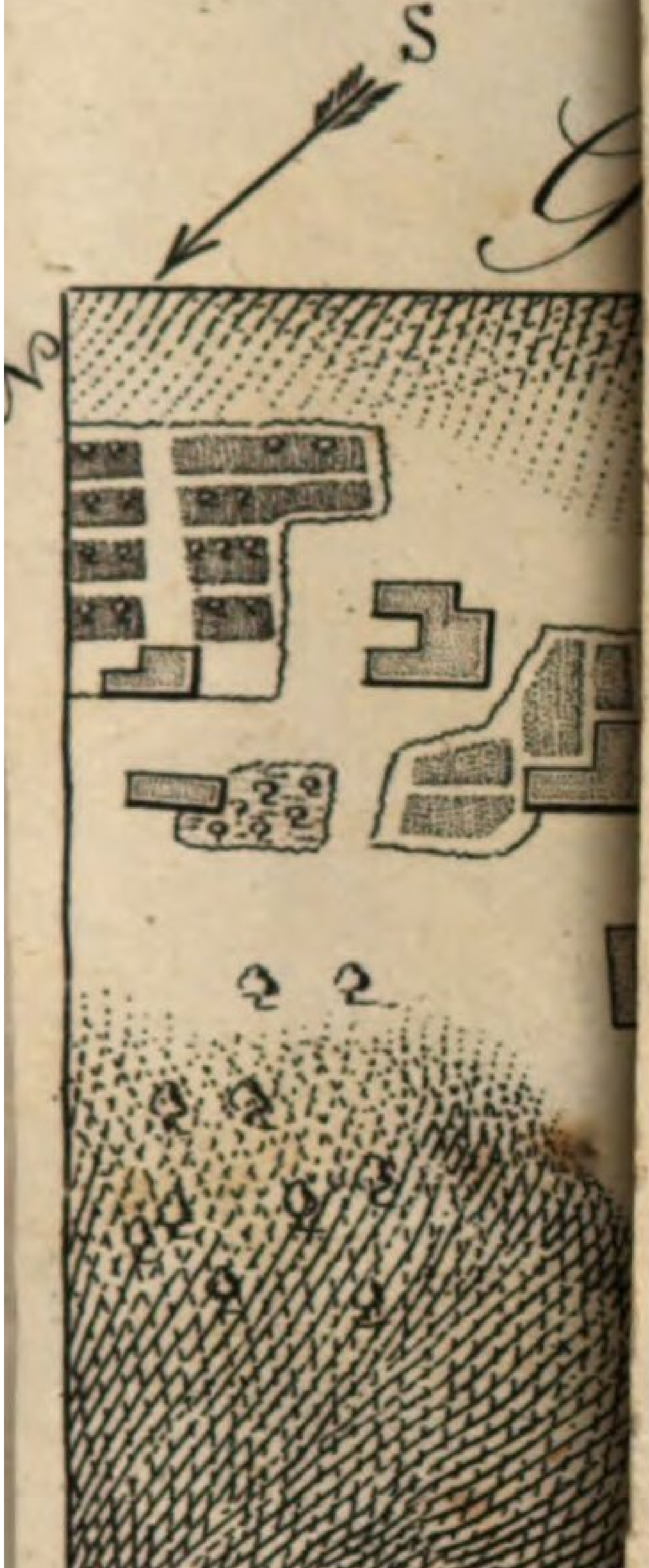
K o c z i c e

bald zurück. Wir fanden zwar keine Stadt, aber ein romantisch liegendes Dorf. Die Wohnung des Postmeisters war zwar ein Blockhaus; aber es war geräumig, rein, innen mit Tapeten verziert, und mit schönem Hausgeräth versehen. Der Postmeister, ein junger, artiger Mann, hatte zu dem Empfange der hohen Reisenden alles aufs beste vorbereitet gehabt, und führte uns überall umher, um uns zu überzeugen, daß der Postmeister in Novemiasto ein Verläumder aus Gewinnsucht wäre. Neben dem Posthause war ein kleines, aber sehr anständiges Wirthshaus, so daß wir alle mit Bequemlichkeit hätten in Koczice übernachten können. — Von Novemiasto bis Koczice war die Gegend angenehm; wir kamen den hohen, schroffen Ufern der Weichsel sehr nahe, welche uns jetzt links entgegenfloss; auch mussten wir uns über die bedeutende N i e d a setzen lassen,

welche von Norden kommt, und sich südöstlich in die Weichsel ergießt. Für die Fürstinn Lubomirska lag hier eine besondere Fähre an eine Kette geschlossen. Das Land gewinnt immer mehr Reiz durch Berge und Thäler. In Koczice genossen wir zum ersten Mal Obst in Polen, große Kirschen. Bis hierher hatten wir keines bekommen können. Der Weg von Koczice nach Brzickow (Brschitzko), 2 Meilen lang, führte uns durch Gegenden mit immer zunehmender Schönheit. Von den Höhen herab übersahen wir prächtige Ebenen, und die hellen Wege schlängelten sich mahlerisch durch Fruchtfelder zu neuen reizenden Höhen. Die Karpathen erschienen zum zweiten Male; ihre dunkle Blaue bei der lachenden Nähe waren wie der Ton ernster Worte in fröhlicher Gesellschaft. Der Weg von Brzickow bis Czlo, 2¼ Meile führte immer näher den reizenden Gegenden, aber er war gefährlich: denn der Regen hatte die mildern Stellen des zähen Lehmbodens durchweicht, so daß tiefe Löcher den Weg unterbrachen. Der Postmeister zu Czlo, ein freundlicher Mann, wohnte am Ende des Dorfes, in einem reinlichen, hoch-

liegenden Hause. Als Freund von Kupferstichen hatte er jede Wand mit dergleichen behängt, so daß man in einen Kunstladen zu treten glaubte. Er setzte uns trefflichen Ungarwein, und so schönes Roggenbrot vor, als ich nie dergleichen gesehen habe. Der Genuß solchen Brotes gewährt ein eigenes Gefühl. Man sagt sich, daß man die einfachste Kost des Menschen genießt, und doch so viel Vergnügen dabei empfindet, ohne sich den Vorwurf der Leckerei machen zu dürfen.

Ende des zweiten Bändchens.


S

BSB Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Hahn, Karl,

Meine Reisen durch einen Theil der preußischen Staaten, damaliges Gallizien, Schlesien, Mähren, Böhmen, Sachsen und Mecklenburg für die Jugend geschrieben
Bd.: 2

Elberfeld (1816)

Regensburg, Staatliche Bibliothek -- 999/Hist.pol.789(2
urn:nbn:de:bvb:12-bsb11095857-8